

Bilder
aus Livland

* * * *

Entfremdet

Von

A. L. von E. R.

* *
*

Riga 1913

Verlag Bond & Poliewsky

Bilder aus Livland

V. Teil:

Entfremdet

Von

A. L. von E. K.

1913

Riga · Verlag Jond & Poliewsky

2129 *Handwritten*

Entfremdet

Handwritten
~
W. 176^a

Von

A. L. von E. K.



Handwritten
04.4
176

Handwritten
42272

1913

Riga · Verlag Jons & Poliewsky

Durch die lange Zimmerflucht des Derbitenschen Herrenhauses flutet die Februarsonne mit ihrem goldigsten Glanz, läßt die satten Farben der Polstermöbel und Teppiche, das frische Grün der alle Räume schmückenden Blattpflanzen und blühenden Topfgewächse heller aufleuchten, entzündet blißende Lichter auf dem Silbergerät des Speisetisches und wirft ihre Strahlen auch über den Schreibtisch, an dem der Hausherr, Landrat Eberhard von Rehburg, das graue Haupt über Rechnungsbücher und Brieffschaften beugt. Als der Sonnenschein das große Kristalltintenfaß erreicht, schließt der Schreibende einen Augenblick geblendet die Lider, schiebt den Tintenbehälter von sich ab in den Schatten und blickt zum Fenster hinaus.

Wie hoch die liebe Sonne schon gestiegen ist! — —

Wieder ist ein Winter mit seinem Kältegrauen, seinen dunklen Schrecknissen überstanden, und Frühlingshoffnung lächelt der Welt, Vorfreude an kommenden Sommertagen zieht in des Menschen Herz.

Noch einige Wochen und die Natur wird erwachen, sprießendes Leben wird das Auge erquickten, und der Saft wird sich regen in den großen Bäumen, deren kahles Geäst sich schwarz abhebt von dem klaren Blau des Himmels, der keine Wolke zeigt.

Sie werden wieder im Schmuck ihrer grünen Blätter rauschen, diese Eichen, die er als siebenjähriger Knabe mit eigenen Händen gepflanzt. Seine Mutter hatte dabeigestanden und sich an dem kindlichen Eifer ihres Söhnchens gefreut, hatte gelacht und ihn geküßt, als er ganz ernsthaft und in wichtigem Tone geäußert:

„Nach siebzig Jahren wird man sich an dem schattigen Plätzchen freuen und sagen: „Diese Baumgruppe hat der gute Großonkel Eberhard gepflanzt“, und wird mir zu Ehren hier eine Bank aufstellen, nicht Mamachen?“

Und viele, viele Jahre später sieht er in den Ästen jener Bäume eine kräftige Knabengestalt herumklettern, mit einem strahlend-fröhlichen Kindergesicht, das ihm gleicht, sieht den lebensvollen Jungen sich mit einer Horde spiel-lustiger Hunde auf dem weiten Rasenplatz herumbalgen.

Doch das ist lange, lange vorbei! — —

Die frohe Knabenstimme klingt nicht mehr durch Garten und Haus, das jubelnde Lachen seines Sohnes ist verstummt für immer! — — —

Die Wunde dieses Schicksalschlages kann nie vernarben — nie!

Ein tiefer Seufzer entringt sich Landrat Rehburgs Brust.

„Mein Herzenskind“, murmelt er mit gepreßter Stimme und stützt die Stirne in die gefalteten Hände.

„Mein kleiner Eberhard! Warum mußtest du von uns gehen?“

Wie schwer ist es den unerforschlichen Ratschlüssen der göttlichen Vorsehung sich zu fügen, ohne Murren, in demütiger Unterwerfung! — —

Wohl hat ihm der Himmel zwei andere Kinder geschenkt, zwei blühend gesunde Töchter — die schon seit Jahren

glückliche Frauen und Mütter geworden — aber nicht sein eigenes Fleisch und Blut wird als Erbe des alten Familienmajorates Derbiten ernten, was er gesät, wird hier wirken und schaffen, wie die Väter es getan! —

Dieser Zukunftshoffnung hat er entsagen müssen, als er den einzigen Sohn, kaum zwölf Jahre alt, zur letzten Ruhe gebettet auf dem Familienbegräbnis in Ruhensee. Mit drückender Schwere hat dieser Lebenskummer, diese Enttäuschung auf ihm gelastet, aber mutig ist Eberhard von Rehburg den Weg weitergeschritten, den Gottes Wille und sein Gewissen ihm gewiesen, und hat nach bestem Können und Vermögen das alte Familiengut verwaltet und bewirtschaftet, zur Ehre des Rehburgschen Namens! —

Das ihm für eine Spanne Zeit anvertraut gewesene Pfund gibt er mit reinen Händen zurück, wenn auch seine letzte Stunde schlägt.

Durch die zum Speisezimmer zu geöffneten Flügeltüren kann er auf die, an den getäfelten Wänden hängenden, Ahnenbilder blicken — die Majoratsherren von Derbiten und ihre Frauen, über hundertjährigen Besitz verkörpernd. Generation auf Generation hat hier, treu der angestammten Scholle, ihr Leben gelebt, der Väter Erbe zu erhalten und zu erweitern sich bestrebt, reich und zufrieden, Genüge findend im Bewußtsein vollerer Pflicht.

Und gern und freudig nimmt auch Eberhard Rehburg all die täglichen Mühen auf sich, die der ausgedehnte Besitz ihm auferlegt, sorgt unermüdlich und unentwegt für sein liebes Derbiten, den Segen und den Reiz der Arbeit spürend, die man mit voller Hingabe und mit ganzer Kraft vollbringt. Er ist mit Leib und Seele Landwirt, interessiert sich jedoch, mit regem Geiste und lebhafter Anteilnahme,

auch für alle die große weite Welt und die engere Heimat bewegenden Fragen und Schicksale.

Nachdem er in Dorpat, wo er der Livonia angehört und eine führende Rolle in der Korporation gespielt, sein juristisches Studium beendet und weite Reisen unternommen, hat er sich ganz der Bewirtschaftung des ihm früh, schon als Jungverheirateten, zugefallenen Majorates gewidmet, ist im Landesdienst eine Staffel nach der anderen emporgestiegen, bis ihn das Vertrauen seiner Standesgenossen in die Landratskammer berufen.

Konservativ im besten Sinne des Wortes, ist er stets bereit, gesundem Fortschritt die Wege zu ebnen, zur Verbesserung aller kommunalen und wirtschaftlichen Verhältnisse beizutragen, und der rastlosen Energie, die ihn bei kleinen und großen Aufgaben beseelt, wie der Lauterkeit seiner Gesinnung, der Klarheit seines hellen Verstandes, nicht zum geringsten aber dem freundlichen, liebenswürdig entgegenkommenden und gewinnenden Wesen verdankt er eine Wertschätzung, die Hoch und Niedrig ihm entgegenbringt, und die weit über die Grenzen seiner nächsten Umgebung hinausreicht. Sein bewährter Rat, sein gerechtes Urteil wird häufig und von vielen Seiten erbeten und angerufen. Seinen Untergebenen und seiner Bauernschaft ist er ein wohlwollender, gütiger, wenn auch fest, ja streng auftretender Herr, der stets ein williges Ohr hat, ein menschenfreundliches Herz, für ihre persönlichen Angelegenheiten.

Auch heute hat er schon stundenlang den mannigfachsten Anforderungen, die an ihn gestellt werden, gerecht werden müssen, eine Menge Korrespondenzen erledigt, sich von den Aufsehern der verschiedenen Hoflagen Bericht erstatten lassen, den Handwerkern, die auf dem Gute angestellt,

Arbeit zugewiesen, hat Bitten und Klagen aller Art geduldig angehört, gemahnt und gescholten, getröstet und aufgerichtet.

Eberhard Rehburg hat wieder nach der Feder gegriffen und eilig kritzelt sie über das Papier. Der Eintritt eines Dieners läßt ihn von seiner Beschäftigung aufsehen.

„Will mich noch jemand sprechen, Peter?“

„Ja, gnädiger Herr, ein Derbitenscher . . .“

Der Landrat blickt auf die Kaminuhr, die eben zum Schlage zwölf ansetzt.

„Etwas reichlich spät. Alle wissen es doch, daß sie bloß bis halb zwölf zu kommen haben. — Wer ist es denn?“

„Der alte Behrsumalle.“

„So, der Malle Wirt! Der hat ja nur ein paar Werst bis zum Hof. Sag' ihm, er könne morgen kommen — Ordnung muß sein.“

„Er bittet wohl sehr, schon heute vorgelassen zu werden, hat dringend mit dem Herrn zu sprechen — nur für paar Minuten, sagt er.“

„Na, dann lasse ihn meinetwegen herein, aber das kennt man schon, wie kurz schließlich die „paar Minuten“ sind, wenn einer mit allerhand Anliegen kommt.“

Und dringend ist es auch immer, selbst wenn es sich nur um einige Latten handelt oder Dachpergel. — Jedenfalls sage der Frau Landrätin, ich käme etwas später zum Essen, ließe die Damen bitten, ohne mich anzufangen.

Diesen Haufen Briefe schicke zum Verwalterhause, die Post muß ja bald passieren — und bestelle zu 1 Uhr den kleinen Schlitten mit der weißen Mascha. Kutschen werde ich mich selbst. — — Nu labdeen, Behrsumalle“, redet er wenige Augenblicke später den grauhaarigen Bauern an, der,

die Mütze zwischen den Händen, noch in der Lüre sich tief vor seinem Gutsherrn verneigt, und dann, näher tretend, den Ellbogen des Landrats devot küßt, „bringst du mir den Rest der Zahlung, den du mir vom Oktobertermin schuldig geblieben warst. Du erinnerst dich doch wohl, daß du mir das Geld bis zum 1. Februar versprochen hattest, und heute sind wir nicht mehr weit vom 1. März!“

„Ja, zeenigs Leelskungs, aber . . .“

„Schon gut, Behrsumalle, laß nur“, wehrt er ab, als der Wirt sich nochmals über seinen Arm beugt. „Händeküssen ist schön und gut, aber Renten zahlen ist besser, und es schläft sich noch einmal so ruhig, wenn man keine Schulden hat. —

Es fällt dir wohl schwer, dich von den Rubelchen zu trennen, aber Ordnung muß sein, Mallewirt, also mache keine Sperenzchen und keine Wenn's und Aber's und drehe mal fix deine Taschen um — mir scheint, sie sind schon ganz dick gefüllt“, fügt der Landrat mit gutmütigem Spott hinzu.

Der alte Wirt kratzt sich verlegen hinters Ohr.

„Nein, Leelskungs, ich kann wahrhaftig nichts bezahlen heute, und ich möchte den gnädigen Herrn wohl sehr, sehr bitten, nur noch bißchen Geduld zu haben mit dem alten Jndrik Behrsumalle. Das Jahr ist schwer. Der Roggen scheffelte schlecht. Die Kartoffeln hatten durch den kalten Juli und die Herbstregen gelitten, der Flachs von der Luni-dürre . . .“

„Und Hafer und Gerste von was anderem“, fällt der Landrat ein.

„Ja, diese Litanei können wir Großgrundbesitzer auch singen, jedes Jahr nach etwas veränderter Melodie, und bei uns geht es gleich ins Große mit den Verlusten, mihlais

draugs, und uns stundet keiner unsere Verpflichtungen. Alle Deputatisten und Affordknechte und sonstigen Angestellten wollen, trotz Regen und Sonnenschein, ihr Korn und ihren klingenden Lohn, und die Pferde ihren Hafer, und die Krone ihre Steuern, und die Ritterschaft und das Kirchspiel ihre Abgaben. — Ordnung muß eben sein, Indrik. Denkt, wohin es mit meinen Geschäften käme, wenn ich jedem bis in die Puppen stunden wollte. Du bist doch nicht der einzige — Derbiten hat mehr als zweihundert Gesindestellen.“

Argerlich trommelt der Landrat mit dem umgekehrten Federhalter auf dem Tisch.

„Und wenn ihr euch nur samt und sonders mal entschließen wolltet, Vernunft anzunehmen, auf bewährten Rat zu hören und anders zu wirtschaften, kämt ihr bald auf den grünen Zweig. Geht es nicht auf eine Art, muß man andere Wege versuchen. Verbockt euch doch nicht auf euren vermaledeiten Flachs, erzieht mehr Milchvieh, dann wird euch bei ungünstiger Witterung nicht gleich das Messer an der Kehle sitzen. Da werdet ihr mehr Dünger haben, bessere Ernten und auch bares Geld für die Milch dazu. Meine Meierei nimmt jedes Quantum, das ihr liefern wollt.“

„Ja, zeenigs Leelskungs, aber das Futter fehlt, um eine größere Herde über den Winter durchzuhalten. Die Wiesen sind schlecht . . .“

Der Gutsherr sieht den Sprechenden mißbilligend an. „Unsinn, Behrsumalle. Gerade du hast am Fluß gutes und reichliches Wiesenland, mußt nur die alten Kanäle rein halten und paar neue Gräben ziehen, und dann tüchtig Sand aufführen, um den moorigen Boden wärmer zu machen. Das läßt sich alles leisten, wenn man sich nicht zuviel auf

die warme Ofenbank legt oder mit dem geliebten Flachs schäffert. Ich habe es euch schon hundertmal klarzumachen versucht, daß der Boden auf die Dauer die Flachswirtschaft nicht vertragen kann.

Er verliert seine Ertragsfähigkeit. Ihr müßt eine andere Kolation einrichten, anfangen Klee anzubauen — wem aber nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen! Das ist eine alte Wahrheit!“

„Der Klee macht aber auch den Boden schwach und müde, Leelskungs —, so sagt der Sohn vom Ikkumschen Tiltewirt, der in Riga am Polytechnikum studiert.“

„Seht mal, wie klug ihr schon werdet“, sagt der Landrat mit sarkastischem Lächeln.

Eine Weile herrscht Schweigen.

Mit einer ihm gewohnten Geste klopft der Landrat mit den Fingern der Linken eine Melodie auf der Schreibtischplatte und blickt nachdenklich vor sich hin.

„Na, höre mal, Behrsumalle, dann gäbe es ja noch eine Möglichkeit für dich, aus allen Schwierigkeiten herauszukommen. Suche dir einen Unterpächter oder verkaufe das Gesinde weiter. Du bist auch schon in die Jahre gekommen, wo du schwere Feldarbeit nicht mehr voll leisten kannst, und euer, nach sechs Töchtern geborener, Sohn ist noch ein Knabe. Für dieses hübsch gelegene Gesinde, das guten Boden, neue Gebäude hat, und im Mittelpunkt abgerundeter Grenzen liegt, wird sich unschwer ein Käufer finden, der einen entsprechenden Preis zahlt.“

„Nein, zeenigs Leelskungs — verkaufen geht ganz und gar nicht. Schon der Großvater von meinem Großvater hat auf dem Mallegesinde gepflügt und geeggt, und mein Sohn soll mit Gottes Hilfe auch noch da seinen Roggen selbst

säen. Er ist doch schon 14 Jahre alt und groß und kräftig — kann ganz gut eine Kartoffelfurche ziehen und auch sonst so allerhand Arbeit leisten und liebt das Malle-Gesinde mit seinem ganzen Herzen.“

„Auch in des Bauern Brust die Anhänglichkeit an den Grund und Boden, den die Väter bearbeitet und den die Enkel weiternutzen sollen,“ denkt der Landrat, „und gut ist es, daß es so ist. Soviel auch eine Hezpresse schürt, Junglettentum sich breitzumachen sucht, auf daß es den Deutschen — „den Eingewanderten“, hinausdränge, hier ist der Punkt, wo Bauer und Edelmann sich einigend treffen können, in der Liebe zur Scholle, zu Livland, das für arm und reich, hoch und niedrig Heimatboden ist.“

„Ich habe aber noch eine große Bitte an den gnädigen Herrn“, läßt sich wieder die Stimme des Wirtes vernehmen.

„Um das Unglück voll zu machen, ist mir ja gestern abend Pferd im Anspann und Schlitten mit Flachs gestohlen worden . . .“

„Gestohlen? — Warum sagtest du das nicht gleich? Wann denn? Wo? Wie ist das gekommen?“

„Ich war zum Gemeindehause gefahren und nachher blieben wir mit paar anderen noch im Krüge sitzen — man will doch mal sich aussprechen und was hören, und da war gerade mein Schwager, der Ikkumsche Tilterwirt, mit einer Fuhre für den Krüger aus Riga gekommen, und der hatte so vielerlei zu erzählen, und wie wir nachher alle zusammen hinaustreten, ist mein Gefährt weg — alles weg!“

„Konntet ihr denn nicht die Spur verfolgen?“

„Haben wir gleich versucht, aber auf der Kreisstraße fahren doch so viele hin und her, Mond war auch nicht, es fing an zu schneien, und man sah nicht die Hand vor

den Augen. Als es hell wurde, haben wir noch nach allen Seiten nachgefragt, aber niemand hatte was bemerkt.“

„Ja, das ist eine verteufelt böse Geschichte, Behrsumalle. Festnehmen wird man ja den oder die Hallunken nicht mehr. Die sind jetzt irgendwo im Walde versteckt oder über alle Berge, nach Rußland zu.

Es ist und bleibt ein rechtes Elend mit diesen Pferdediebstählen, und die Kalamität wird nicht aufhören, solange die Strafen für dieses Verbrechen nicht verschärft werden.

Es wäre wohl Zeit, daß wir auch in unserer Gegend Telephonverbindung unter den Gütern bekämen, dann könnte man einen Diebstahl gleich nach allen Richtungen melden. Aber, freilich, selbst dann — wer kann an allen Waldwegen und Winterspuren Wachen aufstellen.“

„Ja, das ist wohl so, gnädiger Herr, und deswegen kam ich auch zum Herrn, Hilfe und padoms suchen. Ich wollte den zeenigs Leelskungs wohl sehr, sehr bitten, mir ein Pferd zu leihen oder das Geld, um mir eines zu kaufen. Gerade jetzt haben wir so schöne Schlittenbahn bekommen, und da könnte ich noch Holzfahren machen. Im Skkumschen Walde sind viele Balken zum Fluß zu führen für den Juden Ahn.“

Der Landrat gibt nicht gleich Antwort. Nachdenkend hat er den Kopf in die Hand gestützt und zeichnet mit der Rechten allerlei Figuren auf ein Löschblatt, das vor ihm liegt. Dann die Augen mit freundlichem Blick auf den Bauern richtend, sagt er in herzlichem Tone:

„Ja, Behrsumalle, deine Bitte will ich gerne erfüllen. Ein Pferd sollst du haben. Ordnung muß sein in Geldgeschäften, aber helfen sollen sich Gutsherr und Bauer, wenn Notstände und Unglücksfälle unversehens hereinbrechen. Ich werde es euch Derbitenschen Wirten auch stets dankbar

gedenken, daß ihr mir seinerzeit Heu und Stroh auf den Hof geführt, als der Blitz in meine große Dreschriege fuhr und sie, unversichert wie sie war, mit der ganzen, eben eingeführten Sommerernte aufflammte, wie eine Zündholzschachtel. Was das Pferd anbetrifft, so hole es in ein paar Tagen ab. Ich muß die Sache noch mit dem Verwalter besprechen, und der ist eben unterwegs mit einem Spiritustransport. — — Und die Pachtzahlung will ich dir auf weitere vier Monate stunden! — Nur nicht die Courage verlieren! Hilf dir selbst — dann hilft dir Gott! Us red-feschanas, Behrsumalle, ar Deerwu *).“

Mit wohlwollendem Neigen des Kopfes verabschiedet der Gutsherr den alten Bauern. Wenige Augenblicke später das Speisezimmer betretend, findet er am Eßtisch die Landrätin von Rehburg, eine vornehm aussehende, wohlkonservierte ältere Dame, und ihr gegenüber plaziert, eine Nichte des Hauses, Nora von Rehburg, ein nicht mehr ganz junges Mädchen, das nach dem vor mehreren Jahren erfolgten Tode ihres Vaters bei den Verwandten in Derbiten eine Zuflucht und die liebevollste Aufnahme gefunden. Sie ist ein stilles, verschlossenes Wesen, in dessen unregelmäßigem, aber klugen Gesicht nur die wunderschönen dunklen Augen auffallen.

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!“ zitiert die Landrätin, mit freundlich-heiterem Blick ihrem Manne entgegensehend. „Das war ja heute wieder die reine Völkerwanderung zu dir, Eberhard. Ich habe die Suppe sicherheitshalber doch lieber in die Küche zurückgeschickt, zum Warmhalten, denn wir haben heute vordem Blinis. Man muß sie doch nicht nur in der Butterwoche genießen.“

„Blinis? Mein Leibgericht! — Das ist ja famos.“

*) Auf Wiedersehen, Behrsumalle, adieu.

Landrat Rehburg läßt sich mit Behagen auf seinem Stuhl nieder und steckt sich die Serviette in die Kragenöffnung.

„In Dohlenburg gab es gestern auch ganz vorzügliche. Du solltest dir das dortige Rezept dazu verschaffen, Betsuchen.“

„Will ich gerne tun, Eberhard. — Aber nun erzähle doch — wie verlief der Konvent? Du kamst heute morgen nicht dazu, uns Bericht zu erstatten, und ihr hattet ja manch wichtige Frage zu verhandeln!“

Landrat Rehburg, der sich eben einige appetitliche Blinis auf den Teller gelegt und sie kunstgerecht mit Butter und körnigem Kaviar bestrichen hat, blickt auf.

„Der Konvent, Frauchen? — Na, sehr stürmisch ging es her, wie das jetzt leider meistens der Fall. Heiser kann man sich reden, um den Bauern klarzumachen, was zu ihrem eigenen Besten ist, und kommt doch nur schwer zu einer Einigung, wenn sie sich auf die Hinterbeine stellen, häufig bloß aus „Spite“ — aus purem Oppositionsgeist.“

Aufgestachelt durch eine zügellose Presse fühlt sich das Lettenvolk immer mehr und mehr. Der Respekt schwindet, sogar der natürlichste — der vor dem Alter —, und mit dem Autoritätsglauben ist es auch ziemlich vorbei. Mit den Gemeindeflegierten wird man bald rein gar nichts mehr aufstellen können, und mit einzelnen unter ihnen ist es schon jetzt eine wahre Plage. Unsere jungen Herren verstehen freilich auch nicht immer den richtigen Ton anzuschlagen, und einigen von ihnen werde ich mal tüchtig die Leviten lesen müssen. Die Zeiten sind ganz andere geworden. Mit Junkerallüren ist es jetzt nicht getan — das macht nur böses Blut.“

Eberhard Rehburg ist ein redseliger, mittheilsamer alter Herr, der zu erzählen und vom Hundertsten ins Tausendste gemächlich zu plaudern liebt, besonders während der Mahl-

zeiten, welche die Ruhepunkte sind in seinem rastlos tätigen Leben.

„Ein Milderungsgrund läßt sich freilich anführen“, fährt er fort, nachdem er einen Schluck Madeira genommen, den der Diener eingeschenkt. „Es ist dazwischen wirklich, um aus der Haut zu fahren, wenn es einen Tanz gibt wegen der kleinsten Reparaturen am Pastorat oder an anderen Gebäuden. In der Theorie wollen die führenden Köpfe unter unseren Bauern gern in höherem Maße teilhaben an der Kommunalverwaltung, aber wenn es darauf ankommt, das Verständnis für allgemeine Fragen zu dokumentieren, einen gemeinnützigen Vorschlag zu unterstützen, dann ist die Tasche doch näher als das Interesse der Gesamtheit. — Im Grunde ist die Unbildung ja noch so groß.“

„Und wie war das Diner im Schloß?“ erkundigt sich die Landrätin in neugierigem Tone weiter.

„Ganz ausgezeichnet, wie immer bei Hermann Riesen, obgleich er Junggeselle ist, und keine so vortreffliche Hausfrau für ihn wirtschaftet und sorgt, wie Frau Betsy von Rehburg auf Derbiten es für ihren Ehegemahl tut. Er hat sich wieder einen Koch aus Petersburg geholt, und der zeigte alle seine Künste. Großartige Zakuska zum Anfang und danach ein langes Menü. Trüffelpastete, Lachs, einen delikaten Kalkuhnenbraten mit Kastanien, Ananaseis — kurz alle Feinessen. Erstklassige Weine und zum Schluß exquisite Liköre und famose Zigarren. Echte holländische Importen! Graf Riesen hat so seine Quellen — versteht immer was Besonderes aufzutischen und anzubieten.“

„Habt ihr nach dem Essen noch ein gemütliches Parteehen gemacht, Eberhard?“

„Man setzte sich wohl an die grünen Tische, Betschen,

aber für Whist und Schraube war kein richtiges Interesse vorhanden. Es wurde mehr politisiert, als den Karten große Aufmerksamkeit geschenkt. Es sind wohl ganz vertrackte Zeiten, in denen wir leben, und es ist gar nicht abzusehen, was uns noch alles bevorsteht.“

Der aufwartende Diener hat noch einmal warme Blinis gereicht, und der Landrat lobt ihr rösches Aussehen und macht sich eine zweite reichliche Portion mundgerecht, dann fährt er im Erzählen fort.

„Ich machte nur ein paar Robber mit und unterhielt mich lange Zeit mit dem Pastor loci, versuchte ihn zu beruhigen und zu trösten. Unser armer alter Donnerer war ganz niedergedrückt. Sein ältester Großsohn, der Ruhenseesche Pastor, welchem vor paar Tagen das erste Kindchen geboren wurde, ist auch ins Innere des Reichs verbannt, wegen Trauung eines Paares, deren beiderseitige Eltern Reconvertiten sind. Also ganz schlimme Sache für ihn. Was das noch werden soll mit diesen Pastorenprozessen, die jetzt rechts und links den Kirchspielen ihre eingearbeiteten Seelsorger nehmen, ist gar nicht abzusehen. Ein junger Kandidat kann sich auch beim besten Willen gar nicht so rasch in seinen seelsorgerischen Pflichtenkreis einleben, wenn er in riesigen Gemeinden zu vikariieren berufen wird. Die von Dohlenburg zum Beispiel umfaßt über 20 000 Seelen. Da reicht schon unter normalen Verhältnissen Kraft und Zeit kaum aus. — Das gilt übrigens auch für unsere Kirchspielsärzte. Sie haben viel zu ausgebreitete Bezirke für ihre Tätigkeit. Doktor Feldten, den Riesen auch zum Diner aufgefördert hatte, erzählte bei Tisch von allerlei illustrierenden Vorkommnissen, die er während seines kurzen Praktizierens in unserer Ecke schon erlebt hat. Gefällt mir immer besser,

unser neuer Meskulap! Hat tüchtige Kenntnisse, versteht sich auszudrücken und scheint sehr genau zu wissen, was er will. Er ließ sich übrigens auch Damen aufs angelegentlichste empfehlen und äußerte sich voller Bewunderung über deine Pflegekunst, Morachen. Dem Sohn des Buschwächters, der sich neulich mit der Art so tief in den Fuß geschlagen, hast du durch das rechtzeitige und präzis richtige Abbinden des verletzten Gliedes wahrscheinlich das junge Leben gerettet.

Der Doktor war an dem Tage, wo hier der Unfall passierte, am anderen Ende des Gebietes beschäftigt, und bis es möglich gewesen wäre, ihn an Ort und Stelle zu schaffen, lief der nette Knabe Gefahr, ganz einfach zu verbluten.“

„Mein Verdienst ist nicht so groß, Onkel. In einer Abhandlung über die erste Hilfe bei Unglücksfällen hatte ich von dem Verfahren gelesen, aber meine Weisheit hätte wenig genutzt, wenn der dazu nötige Gummischlauch sich nicht in Tante Betsys Apothekerschrank vorgefunden hätte.“

„Leelkungs, der Schlitten ist vor.“

„Gut, Peter.“

Der Landrat trinkt seinen Rotwein aus und wirft seine Serviette auf den Tisch.

„Was habt ihr für den Nachmittag vor, Betsychen?“ fragt er, aufstehend.

„Mora muß in einige Gesinde zu ihren Kranken, und da mein Schnupfen viel besser ist, werde ich wohl mitfahren.“

„Tue das doch. Die Bahn ist ganz prachtwoll, und es sind nur vier Grad Kälte.“

Vom Fenster zurückkehrend, wo er nach dem Thermometer gesehen, gibt Eberhard Rehbürg seiner Frau einen

Ruß, nickt Nora freundlich lächelnd zu, und verläßt mit einem: „Also auf Wiedersehen zum Kaffee“, das Speisezimmer.

* * *

In der nach Norden belegenen Bibliothek flammt erwärmend, als Ersatz für das goldene Himmelslicht, ein lustig prasselndes Kaminfeuer.

Hohe Bücherregale und Schränke bedecken die Wände. Zwei tiefe Fensterbänke bilden gemütliche, zum Lesen, Schreiben und Arbeiten eingerichtete Plätze, und tagsüber halten sich die Familienmitglieder am liebsten in diesem anheimelnden Raume auf, den abends eine auf dem runden Mittelstisch stehende hohe Lampe, mit weißem Abatjour, traulich erhellt. Doch auch den Morgen- und den Nachmittagskaffee nehmen die Hausgenossen, wenn sie allein oder nur wenige Gäste im Hause sind, mit Vorliebe hier ein.

„Das ist ja wirklich eine Herz und Augen erfreuende Blumenpracht, die sich hier entfaltet hat“, äußert Landrat Rehburg, der eben eingetreten ist, und, von Fensterbrett zu Fensterbrett gehend, sich bald über die eine, bald über die andere Blütendolde beugt, um ihren Duft einzuatmen.

„Diese Tulpen, Hyazinthen und Jonquillen sind unter deinen sorgenden Händen wirklich ganz prachtvoll geraten, Morachen, aber wie steht es mit dem Nektar aus der arabischen Bohne?“ wendet er sich fragend an seine Nichte, die, eine Messingkanne in der Hand haltend, mit der Zubereitung des Nachmittagskaffees beschäftigt ist.

„Ist der braune Göttertrank noch nicht fertig?“

„Es wird noch ein Weilchen dauern, Onkel Eberhard, ich habe ihn eben erst aufgegossen.“

„Da muß man sich doch eine Trostpappros anzubrennen.“

Landrat Rehburg läßt den Worten die Tat folgen, und sich in einen der am Kamin gruppierten bequemen Armfessel niederlassend, dehnt er sich behaglich in den weichen Polstern, die Füße an der hellodernden Glut wärmend.

„Ach, das schmeckt auch gut, sich so auszuruhen. Man fühlt seine Beine, wenn man stundenlang im tiefen Schnee herumgewatet ist. Aber herrlich war es im Walde. Der Neuschnee liegt so dick und mollig auf Ästen und Bäumen, und dabei war doch schon etwas wie Frühlingsahnen in der klaren Luft.“

„Ich glaube, wir bekommen Tauwetter“, bemerkt die Landrätin, die, mit einer Handarbeit beschäftigt, in einer Fensterische sitzt. Eine Weile bleibt es still im Zimmer.

Nur der Kamin, in den der Landrat einige Birkenfischeite geworfen, knistert lauter, die Kaffeemaschine brodelte und die Nadeln der strickenden Damen klappern.

„Wie bleibt es nun eigentlich mit deiner beabsichtigten Fahrt nach Riga, Eberhard? Hast du den Tag der Abreise schon festgesetzt?“

„Nein, ich erwarte noch einen Brief aus der Ritterschaftskanzlei, aber ich denke, der nächste Posttag wird ihn wohl bringen, und damit die Entscheidung.“

„Und wie lange gedenkst du fortzubleiben?“

„Zehn oder zwölf Tage, aber es könnten auch vierzehn werden. Es hängt davon ab, ob ich mich entschliesse, auf der Hinfahrt den Umweg über Ruhensee zu machen oder nicht. Neffe Ernst hat mich so dringend gebeten, womöglich noch in diesem Winter hinzukommen. Es handelt sich darum, seinen Wald zu taxieren, einen Plan, mit dem er sich

schon lange trägt, zu begutachten, und die nötigen Berechnungen zu machen.

Rechnen ist nicht seine Force, sagt er — ah, da kommt der Kaffee! — Und was für verlockend=appetitliche frische Kümmele- und Schmandkuchen! Die gelingen der Wirtin wirklich ausgezeichnet! — Ja, danke, Morachen, auf diesem Tischchen wird alles bequem zur Hand sein. Ich bin heute faul und bleibe an diesem molligen Kaminplatz. — Aber um nicht eins ins andere zu reden — was erzählte ich doch? Ja, so, von Ruhensee. Ernst plant große Unternehmungen, will eine Fabrik anlegen zur besseren — wie er sagt! — Verwertung des Holzes. Diese Art Bereicherung geht mir sehr gegen den Strich, muß ich sagen — den Strich, den mein Gewissen um unsere Stellung zieht. Leider fängt der merkantile Geist der Zeit an, auch unsere junge Generation zu beeinflussen, sie zu solchen Hazardunternehmungen zu verleiten, wie es kaufmännische Betriebe in unseren Kreisen noch sind. Die technischen Kenntnisse sind ungenügend, oder fehlen so gut wie ganz — daher ist das Risiko doppelt so groß, und die Rentabilität entspricht schließlich nicht den Erwartungen. Ich werde denn auch Ernst sehr nachdrücklich warnen, solch eine große Fabrikanlage, wie er sie im Auge hat, in eigene Regie zu nehmen. Überhaupt die Fabriken, das ist hierzulande eine sehr zweischneidige Sache. Die Bevölkerung ist noch zu dünn gesäet, und wenn, wie es allen Anschein hat, das Fabrikwesen, die Industrie in Riga, sich mehr und mehr entwickelt, so könnte sich daraus, in der Zukunft, für unsere Landwirtschaft eine kritische Situation ergeben. — Uns würden ganz einfach die landschen Arbeitskräfte fortgelockt werden. Deshalb soll auch der Großgrundbesitz dieser mög-

lichen Gefahr nicht noch die Wege ebnen, ihre Ausbreitung beschleunigen. Vielleicht gelingt es mir, Ernst seine Fabrik-idee überhaupt ganz auszureden. Und noch ein Gutes hätte es jetzt, nach Ruhensee zu fahren. Ich könnte mir bei der Gelegenheit einen Plan machen von den dortigen Treibhäusern und von dem so wunderhübsch gelungenen Wintergarten. Ich bin ganz entzückt davon, und am Ende unserer Enfilade würde sich etwas dem Ähnliches ebenfalls sehr gut ausnehmen.“

„Aber, Eberhard, liebes Mannchen, du wirst doch nicht wieder bauen?“

„Ja, Betsychen — das ist beschlossene Sache. Es ist wirklich die allerhöchste Zeit, daß man auch in Derbiten seine eigenen Trauben schneidet, seinen Kaffee unter Palmen trinkt, und wenn alles fertig dastehen wird, wirst du die erste sein, die es genießt. Ich kenne dich ja, Frauchen.“

Frau Elisabeth von Rehburg lächelt ihr feines, liebenswürdiges Lächeln.

Bauen ist des Landrats Steckenpferd, und eine lange Ehezeit hat sie gelehrt, daß es doch nichts hilft, gegen fest ausgesprochene Wünsche ihres Gemahls aufzutreten, der sich wie ein Kind an den Schöpfungen seiner Phantasie und Energie erfreut, und sehr betrübt und verletzt ist, wenn man sie nicht genügend bewundert und als notwendig anerkennt.

„Gönne mir das Vergnügen, Betsy, unser Derbiten noch behaglicher und vollständiger zu machen — dafür will ich dir eines hoch und heilig versprechen — Fabriken baue ich sicher niemals auf Derbitenschem Grund und Boden. — — So, Morachen, nun gib mir meine zweite Tasse Kaffee, und dann muß man bald diese famose Ka-

minecke verlassen und hinaus ins feindliche Leben, das heißt einen Kopfeckenkampf ausfechten mit einem Schafsrussen, der mir für meine schönen Masthammel nicht den Preis zahlen will, den ich verlange, und der sich Bedenkzeit ausgedenken hatte, um die Tiere nochmals zu prüfen. — Wir haben uns heute morgen schon eine ganze Weile herumgebolzt, denn ohne tüchtiges Handeln geht es nun einmal nicht bei diesen Dns, wie bei den jüdischen Dns, aber ich mache das doch lieber in meinem Kabinett ab, als, wie früher, hundert Werst durchs Land zu kutschen, oft bei den unmöglichsten, grundlosesten Wegen, um mit irgendeinem Kalaschnikow in Dstrow oder Luga über eine Spirituslieferung einig zu werden. Ich habe ja prinzipiell nichts gegen das Leetrinken einzuwenden, im Gegenteil, aber dazumal mußte man sich bequemen, den Inhalt von ein paar Samowars zu vertilgen, bis das Geschäft perfekt war. Und saß meistens in einer Stube, die der reine Backofen war. Aber das sind jetzt tempi passati für mich, nun läßt man Jüngere sich plagen.“

„Und ich sage, Gott sei Dank“, äußert die Landrätin, mit liebevollem Blick von ihrer Arbeit aufsehend.

„Ich habe mich jahrelang übergenug um dich geängstigt, Eberhard. Du hattest stets einen Drang, dir zuviel aufzubürden, und tust es immer noch, strapazierst dich mit deinen 65 Jahren viel zu sehr ab. Zum Beispiel jetzt wieder bei diesem stundenlangen Stehen im Illkumschen Walde. Kann denn wirklich nicht der Oberförster allein, oder mit dem Verwalter diese Balkenzählerei zu Ende führen?“

„Nein, Betsychen, wenn schon — denn schon! Das ist Vormunds-Arbeit und -Verantwortung, da muß man schon selbst dran.“

Und du kennst ja mein Lieblingszitat, an das ich mich halten will bis an mein Lebensende:

„Wenn müde dir's an Mut gebricht,
So tu bis morgen deine Pflicht,
Dann hast du morgen wieder Mut
Und Arbeitskraft. — Wer wenig ruht,
Dem ist die Arbeit allezeit
Ein Freund im Glück und Herzeleid.“

„Das ist sehr schön gesagt und empfunden, aber sich schonen, sich den Seinen erhalten ist auch eine Lebenspflicht, lieber Eberhard, und du mutest deiner Gesundheit sicher mehr zu, als gut und vernünftig ist.

Es wäre wohl an der Zeit, daß du den Entschluß faßtest, wenigstens die vielen Vormundschaften auf jüngere Schultern abzuladen, statt immer noch neue zu übernehmen...“

„Das ist unser alter Streitpunkt, Betsychen, aber jetzt habe ich keine Zeit, mich in ein Wortgefecht mit dir einzulassen, denn da ist der Mahner schon. — —

„Was ist, Peter?“

An der Tür zum Salon ist die Gestalt des grauhaarigen Dieners sichtbar geworden.

„Ist der Schafsrusse wieder da?“

„Ja, und bittet den Herrn Landrat, ihm doch die Schafe zu geben. Er will pro Stück fünfzig Kopeken mehr zahlen.“

„Gut, sage, ich käme gleich.“

* * *

Wieder brodelte die altmodische Kaffeemaschine. Das Feuer im Kamin knisterte und sprühte, und in diese Lüne der Behaglichkeit mischte sich das Brausen des Lauerwindes, der im Schornstein pfeift und an den Fenstern rüttelt.

Der Klang eilig sich nähernder Schritte läßt die Landrätin aufhorchen und erwartungsvoll von ihrem Buch aufsehen.

„Da hast du deine geliebten Zeitungen, Betsychen“, sagt der Landrat in seiner lebhaften Art. „Und Briefe von Erika und Inga. Ich habe sie schon durchflogen. Gott sei Dank, es geht allen gut, Töchtern, Schwiegersöhnen und Großkindern! — Hier, Nora, für dich eine Karte von Thilde und deine illustrierten Journale. Ich habe auch einen ganzen Haufen Briefschaften bekommen, und diese Kuverts werden die erwarteten Antworten enthalten.“

Landrat Rehburg läßt sich nach diesen Worten wieder an seinem Lieblingsplatz am Kamin nieder und öffnet die mitgebrachten Korrespondenzen, das Durchlesen ihres Inhalts mit Kommentaren begleitend.

„Was mir der residierende Landrat schreibt, ist wirklich zu interessant, Betsy! Muß ich dir nachher vorlesen. — So, und Neffe Ernst paßt der von mir vorgeschlagene Zeitpunkt . . . bitte, Nora, klinge nach Peter, damit er dem Postjungen ansage, etwas zu warten — ich will ihm eine Depesche mitgeben, die mich in Ruhensee anmeldet. Ich werde also in drei Tagen meine Reise antreten, Frauchen. Da habt ihr reichlich Zeit, um eure ellenlangen Besorgungslisten zu preparieren, denn wie ich euch kenne, werdet ihr ja natürlich wieder tausenderlei aus der Stadt brauchen — alle die Notwendigkeiten eures Frauendaseins, und was so zu eurer Seelenseligkeit gehört. Sollt ihr auch haben. Ich exemplarisch erzogener Mustergatte bin ja gewohnt, ganz artig Fißelband und Bobbiligen, Madopolam und Shirting zu besorgen, selbst Korsetts und Prünellstiefel auszusuchen.“

„Du hast ganz recht, das alles wird nötig sein,“ lächelt die Landrätin, „und weißt du, Morachen, unser Apothekerschränk ist recht ausgeleert — da müssen wir einen besonderen Zettel zusammenstellen für die Schwanapotheke und für Wetterich.“

„Und die Wirtin, Lantchen, wird auch allerhand für ihre Handkammer brauchen. Onkel liebt doch so sehr Majonaisse, und da ist unbedingt frisches . . .“

„Provenceröl, prima 1 a, erforderlich“, fällt der Landrat in munterem Tone ein. „Ihr wollt mich immer zu einem Gourmand stempeln, aber wenn ich das auch nicht bin, so will ich trotzdem Öl und Killos und Sardinien in meiner Kibitze verstauen, bis nur meine Nasenspitze aus allen Paketen hervorragen wird. Ich bin ja anerkanntermaßen die Gefälligkeit in Person,“ fährt der Sprecher scherzend fort: „und nicht wie unser berühmter Großonkel Emanuel, von dem so viele hübsche Anekdoten in der Rehburgschen Familie kursieren. Besagtem alten Großonkel war es ein Greuel Päckchen, welcher Art sie auch seien, mitzunehmen. Als nun seine Frau, Großtante Eva, ihn mal überzumpeln wollte — hinter seinem Rücken einen schönen Kalbsbraten oder Auerhahn für eine verwandtschaftliche Küche in den Wagen hineinpraktiziert hatte, und ihm beim Abschied — aber wohlweislich erst, als die mit sechs Pferden bespannte Reisekutsche sich schon in Bewegung gesetzt — ihre Lücke mit den Worten offenbarte: „Emanuel, im Bockstischkasten ist ein Festbraten für deine Schwester eingepackt!“ da schrie er ganz erboßt, den Kopf aus dem Wagenfenster beugend: „Ich schmeiße ihn heraus.“

Und seiner Frau einen Kuß gebend, variiert Landrat Rehburg lachend:

„Ich schmeiße bestimmt nichts heraus, weder auf der Hinfahrt noch auf der Rückfahrt. Kramt mir nur auf, was ihr wollt, meinertwegen einen halben Faselstall, ich werde alles gewissenhaft abgeben, durch einen Dienstmann zu Lante Ina, Thilde und Erich, Axel und Marie, und was sonst noch an lieben Rehburgschen Verwandten den Winter in der Stadt verbringt — tragen lassen. Einen ganzen Reisekorb voll kann man hinten auf die Ribitke binden; bei der famosen Schlittenbahn, die wir eben haben, merken es die Pferde nicht, ob sie ein paar Pud mehr schleppen müssen — dies, Nora, dir zur Beruhigung, du große Tierfreundin. Ach, da fällt mir etwas ein — du wünschtest dir doch ein Tierarzneibuch, das neulich Graf Riesen lobend erwähnte. Wie war doch der Titel? Schreibe ihn mir auf ein Zettelchen, dann bringe ich es dir mit, oder bestelle es in der Buchhandlung von Jonck & Poliewsky.“

„Danke, Onkel Eberhard, du bist wirklich zu, zu lieb und freundlich, verwöhnst mich über die Maßen.“

„Laß nur gut sein, Nichtchen. Das macht uns alten Herzen doch Freude, wenn wir mal einen Wunsch erfüllen können, und dazu noch einen so nützlichen, der allem, was hier kreucht und fleucht, nur zum Vorteil gereichen wird. — Dagegen lege ich für heute abend Beschlag auf dich. Du kannst mir helfen, Papiere aller Art zu ordnen, Kupons abzuschneiden, die ich nach Riga mitnehmen muß. — So, meine zweite Tasse Kaffee trinke ich heute in meinem Kabinett, möchte gleich einige Antworten schreiben.“

Und mit raschen Schritten verläßt der Hausherr die Bibliothek.

Die Zurückbleibenden sehen sich an.

„Wie furchtbar lieb und nett kann Onkel sein!“ sagt

Nora. „Und ist so jung geblieben in seinem ganzen Wesen und Empfinden.“

„Ja, Morachen, Onkel Eberhard kann vielen ein Vorbild sein, und seine Güte und Freundlichkeit ist sehr beglückend für seine Umgebung. Gott erhalte ihn uns noch lange!“

* *
*

In dem Schreibzimmer des Hausherrn brennen zwei hohe helle Lampen, beleuchten die, auf Tischen, Stühlen, dem Fensterbrett liegenden, Mappen, Zeitungen, Briefschaften, erhellen den ganzen, tiefen Raum, der in geschmackvoll dunklen Farbentönen tapeziert, mit alten Mahagonimöbeln, bequemen Sophas und Stühlen behaglich eingerichtet ist. Auch hier erhöht ein Kamin, in dem ein Feuer verknistert, den Eindruck anheimelnder Gemütlichkeit.

„So, Morachen, nun müssen wir nur noch diese zwei Mappen mit Vormundschaftspapieren und eine Kassette durchsehen, dann haben wir für dieses Mal unser Pensum absolviert, und ich werde sagen können: „Kuß die Hand, du hast mir prachtvoll geholfen.“ — —

Man ertrinkt förmlich in einem Ozean von Briefen und Papieren, wenn man nicht ein paarmal im Jahre gründlich darin aufräumt und nach Möglichkeit klassifiziert. Viel mehr als früher kommen Kataloge und Prospekte an und unzählige Bumagis, mit denen uns die Administration überschwemmt, Fragebogen für Statistiken aller Art, die meist nichts Brauchbares zutage fördern, weil unsere Bauern aus Mißtrauen oder Unwissenheit doch keine klaren Antworten geben.

Als Landrat und als Kirchenvorsteher empfangen ich auch nicht wenig Geschriebenes und Gedrucktes — siehe allein hier den Haufen Landtagsvorlagen, den ich eben zubinde . . . Halt, reiche mir mal das braune Kontobüchlein der Zweiten Bank gegenseitigen Kredites her, das du eben der roten Mappe entnahmst.“

Eberhard Rehburg setzt seinen Zwickel auf, um zu lesen, und blättert hin und her.

„Bitte, sei so gut und rechne mir diese paar Seiten Credit und Debet zusammen. Da ich eine Anzahl Vermögen verwalte und über verschiedene Waisengelder Rechenschaft ablegen muß, ist mir eine Kontrolle meiner Additionen sehr angenehm.“

Ordnennd geht der Sprechende wieder hin und her, trägt einige Mappen in den geöffneten Tresor zurück und schließt dann die Kassette auf, die er vor Nora auf den Tisch stellt.

„An diesen livländischen Pfandbriefen müssen die zum 17. April fälligen Kupons abgeschnitten werden, Norachen, hier ist die Schere. — Diese Wertpapiere gehören zu Erwald Rehburgs Vermögen. Durch mehrere Erbschaften und angesammelte Zinsen, und weil weder seine Mutter noch sein Bruder Erich auch nur eine Kopeke davon ausgeben wollen, ist es viel höher angewachsen, als dieser Laugenichts es verdient, er, der durch unsinniges Schuldenmachen in seiner Jugendzeit fast den Ruin seiner Familie herbeigeführt hat.“

„Ob man noch je etwas von Better Erwald hören wird?“ äußert Nora. „So lange Jahre weiß man nichts von ihm.“

„Ja, es ist wohl zu arg mit diesem Nichtsnutz. Als ob es keine Post und keine Telegraphen auf der Welt gibt, um seinen Angehörigen Nachrichten oder auch nur ein

Lebenszeichen zu kommen zu lassen. Wer weiß, wo er sich jetzt herumtreiben mag. Seinerzeit haben wir alles versucht, um auf seine weitere Spur zu kommen, aber mehr ließ sich nicht feststellen, als daß er sich in Riga nach Amerika eingeschifft hatte.“

„Lante Ina glaubt, daß törichter Stolz ihn fernhält.“

„Möglich, daß sie ihn richtig beurteilt. Ewalds losbändigem Charakter ist alles zuzutrauen. Seine arme Mutter tut mir von ganzem Herzen leid, aber an ihn mag ich nicht mal denken. Ein ganz aus der Art geschlagener Rehbügel! Doch sein Vermögen muß ich verwalten. Habe es seinem schwerkgeprüften Vater, dem der Kummer um den ungerathenen Sohn an den Lebensnerv ging, auf dem Totenbette versprochen. — So, du bist mit dem Abschneiden der Kupons fertig! Nun notiere mir noch den Betrag auf einen Zettel, den du am besten herumbindest, und dann sind wir fertig und können zum Tee. Und nachher spielst du uns was Schönes vor, während wir mit Lante Betsy unsere gewohnte Schachpartie machen. Das sind so die erquickenden Ausruhestunden nach des Tagwerks Arbeit und Mühe. Du kennst doch das schöne Gedicht:

„Wenig, wenig begehrt' ich hienieden,
Wenig, wenig, und doch so viel.
Gütige Götter wollt' es mir geben,
Bis an all meiner Tage Ziel.
Rüstige Hand zu jeglichem Werke,
Die die Stunde mich schaffen heißt,
Frischen Mut und freudige Stärke,
Klare Stirn und klaren Geist.
Frieden im Herzen und im Hause Frieden,
Und ein klingend Saitenspiel —

Wenig, wenig begehrt' ich hienieden,
Wenig, wenig, und doch so viel.“

Alles das erstere kann nur der himmlische Vater uns Erdenkindern verleihen, aber das Saitenspiel schaffst du uns. Das war verklungen und fehlte Lante Betsy und mir allzusehr, seitdem unsere Töchter, zusammen aus dem Nest geflogen, um sich ihr eigenes zu bauen. Die zwitscherten uns des Abends auch noch Duette vor, aber es kann nicht immer alles beim Alten, Liebgewohnten bleiben, hier unter dem wechselnden Mond.“

Ein Bechsteinflügel von wunderschönem Ton steht im Derbitenschen Saal, und nachdem sie den Schachtisch herbeigetragen und dem Onkel ein zweites Glas Tee eingegossen, nimmt Mora vor dem Klavier Platz. Und während ihre Finger dem klangvollen Instrument allerlei Lieblingsmelodien der alten Herrschaften entlocken, läßt sie ihre Gedanken schweifen in die Vergangenheit, pilgern zu den Stätten, wo sie ihre Kindheit und Jugendjahre verbracht, zurück zu den Zeiten, wo sie unter Krakenorms einfachem Dache, in dürftigen Verhältnissen, aber zu Hause lebte. Zu Hause! — — —

Und wieder überkommt sie das bittere Leid, das ihr Herz zerrissen, als sie binnen weniger Jahre alle die Ihrigen, durch jähen Tod und schwere Krankheit, verloren.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar.

Ach, wie liegt so weit, ach, wie liegt so weit,
Was mein einst war.“

Inmitten des Komforts und des anheimelnden Luxus, der sie hier umgibt, nagt so oft dieses brennende Heimweh, diese marternde Sehnsucht nach dem für immer Ver-

gangenen an ihr. Ist das nicht undankbar? Ja, sie schilt sich so, denn Tante und Onkel haben die Verwaiste nicht nur ins Haus, sondern auch an ihr Herz genommen, und sorgen in liebevollster Weise für sie und ihr Behagen.

Aber ganz still kann sie die Stimmen der Sehnsucht nicht machen, und wie ein Nebel webt die Trauer um unwiederbringlich Verlorenes ihre dunklen Schleier um das Glanzvollere ihres jetzigen Lebens, das angefüllt ist von alledem, was sie früher so schmerzlich entbehrte — nützliche Thätigkeit in einem geregelten Pflichtenkreise, geistige Anregung, Reisegenüsse! Und doch — und doch! — — Gibt es Naturen, denen Sehnen wie Atmen ist, die nie Genüge finden, innere Harmonie, Ruhe und Frieden?

„O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem sel'gen Raum,
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur,
Entfliehn, entfliehn im Traum.“

„Schach dem König!“

„Sieh doch mal diese Hinterlist der teuren Gattin. Während ich ganz Ohr den lieben alten Melodien lausche, zieht sie ganz still und sachtlichen ihre Angriffstruppen zusammen. Ja, Betsychen, nun hast du mich richtig „Matt“ gesetzt, deinen alten Mann wieder einmal mit deinem famosen Bauernspiel überrumpelt. — Aber nun ist es auch höchste Zeit, zur Ruhe zu gehen, denn morgen heißt es früh aufstehen, um sich vor der Abfahrt noch in allen Betrieben, Werkstätten, Ställen umzusehen, damit während meiner Abwesenheit nichts ins Stocken gerät.“

Landrat Rehburg legt die letzten Schachfiguren in das Kästchen zurück und steht auf.

„Gute Nacht, Morachen, und danke für deine Musik.“

An der „Valse noble“ und dem „Air de Louis XIII.“ kann ich mich nicht satt hören. Doch am besten hast du heute das schöne, alte Lied „Aus der Jugendzeit“ vorgelesen. Darum war ich ja auch ganz zerstreut geworden. Morgen könnt ihr mir aber zum Abschied mal wieder vierhändig das Potpourri aus „Rigoletto“ vorspielen.“

Und mit der Hand den Takt schlagend, summt der Landrat mit verzüccktem Augenaufschlag, „La donna e mobile qual piuma al vento.“

„Weißt du noch, Betsychen, wie Mario, oder war es Rubini? — sang, als wir Jungvermählte waren.

Mehr als dreißig Jahre ist das her, aber ich höre alles noch, als wäre es gestern.

„Norma schreitet . . .“ Ja, die italienische Oper in Petersburg, mit der Truppe, wie sie damals war, das verschaffte unvergeßliche Genüsse, und das ist das einzige, wonach ich mich im Winter bisweilen sehne.“

„Hoffentlich werden, während du in Riga bist, gute Opern gegeben, oder du kannst schöne Konzerte besuchen“, meint Frau von Rehburg.

„An musikalischen Berühmtheiten, die dort auftreten, fehlt es um diese Jahreszeit ja nie. Ich werde mal aus der Zeitung herausstudieren, was für die nächsten Wochen in Aussicht steht.“

*

*

*

„Heimatbild.“

„Im deutschen Land, daheim am Herde,
Da sitzen sie wohl oft noch spät,
Beim Feuerschein im Eckgemache,
Und denken dran, wie's mir ergeht.
Und manchmal bringt der Bruder Kunde
Von Schiffen, die das Meer verschlang —
Es pocht der Nordwind an die Scheiben,
Dann wird's der Kleinen Schwester bang'.
Im Lehnstuhl aber, in der Ecke,
Sitzt stumm die Mutter, Jahr um Jahr,
Sie mag die Menschen nimmer sehen —
Und über Nacht ward weiß ihr Haar.
Die Mutter aber ist die meine —
Die Bibel liegt nicht weit davon,
's ist eine Seite aufgeschlagen,
Die Seite vom verlor'nen Sohn.“

Der schmale Gedichtband entfällt den durchsichtigen
Händen der Lesenden, und die großen Augen in dem zarten
Frauenantlitz schließen sich wie in plötzlichem Schmerz.

„'s ist eine Seite aufgeschlagen,
Die Seite vom verlor'nen Sohn.“ — —

Mit einem leisen Stöhnen lehnt die Ruhende den feinen
Kopf mit dem durchgeistigten Leidensgesicht fester in die
hochgetürmten Rissen und blickt mit feuchten Augen auf
das Bild eines jugendlichen Mannes mit schönen, Kühn ge-
schnittenen Zügen, das in reich geschnitztem Rahmen am
Fußende des Ruhebettes auf einer Staffelei steht. Mit
hellem Schein liegen die letzten Strahlen der Sonne darauf,
lassen die stolzen Linien des Rassekopfes mit den herrischen

Augen, den wie in Troß festgeschlossnem Munde, fast lebendig werden in sprechender Ähnlichkeit.

„Ewald, mein Herzenssohn — werde ich dich nimmer wiedersehen und mit Mutterarmen umfassen?“ kommt es wehevoll von den bebenden Lippen der Kranken, und über ihre blassen Wangen rinnen unaufhaltsam heiße Tränen.

Wieder einmal brennt die marternde Wunde ihres Herzens, zerreißt der Gram um den mißrathenen Sohn ihre Seele.

Welch ein Qualgedanke für eine Mutter, daß all ihr Lieben, ihr Sorgen und Leben es nicht vermocht, den Liebling ihres Herzens zu behüten, zum Guten zu lenken — all ihr Erziehen, ihr nimmermüdes Ankämpfen gegen die leidenschaftlichen Triebe eines schon in der Anlage zügellosen Charakters vergeblich gewesen — sein Temperament ihn Schritt um Schritt tiefer ins Verderben geführt hat — immer weiter von ihr und von geordneten Verhältnissen. Sie drückt die schmerzende Stirn in die Hand, sieht im Geiste Geschehnis nach Geschehnis . . . Und Schloß Ahlen taucht vor ihr auf! — Das Besitztum, welches sie ihrem Manne in die Ehe mitgebracht, das Erbteil ihrer Söhne, das durch den verschwenderischen Leichtsinn des Älteren auch dem Jüngeren verloren gegangen.

Wie hatte gerade der Knabe Ewald es geliebt! Und hatte es doch durch seinen Lebenswandel verschuldet, daß es veräußert werden mußte — in fremde Hände übergegangen ist. — —

Das ist schon viele, viele Jahre her, aber wie eine Flamme zuckt die Erinnerung an den Augenblick in ihr auf, wo sie, in dem Bewußtsein — es geschieht nie, nie wieder! — über die Schwelle und die Stufen hinabschritt, auf denen

einst ihre Kinderfüße und dann die ihrer Söhne und Töchter so oft jauchzend getrippelt. Und sie fühlt den Riß, der durch ihr Inneres ging, als sie im Wegfahren, mit tränenverschleierte[n] Blicken, noch einmal umfaßte, was zurückblieb — Haus, Garten, Bäume — alles, woran sie mit tausend Fasern ihres Herzens hing, und das so fest verwachsen gewesen mit ihrem und ihrer Kinder Leben! —

Und doch, was bedeutet der Verlust eines Besitztums gegen die nagende Sorge, die Pein der Ungewißheit über den Verbleib und die Schicksale ihres verschollenen Sohnes.

„Wo weißt du, mein geliebtes Herzenskind?“ schluchzt sie auf in bitterer Qual.

Die Sonne ist aus dem Zimmer gegangen. Das zwitschernde Kanarien-Vögelchen beim Fenster hat den Kopf unter den Flügel gesteckt und schläft in seinem goldenen Käfig.

Dämmerungsstille füllt den Raum. Es ist ein behaglich eingerichtetes Gemach. Weiche Möbel, Portieren, Teppiche, Blumentische, hohe Blattpflanzen, ein Piano, Bücher in Schränken und auf Tischen, Bilder füllen es, ohne Enge zu schaffen. Und ein Hauch des Beruhigenden, des Sänftigenden geht von den Dingen aus, von ihrem Schweigen.

Die Weinende trocknet ihre Tränen und faltet die Hände wie im Gebet, liegt regungslos. Der Klang einer sich öffnenden Lüre, das Geräusch sich nähernder Schritte läßt sie lauschend den Kopf wenden und gespannt der aus dem Nebenzimmer eintretenden Mädchengestalt entgegensehen.

„Nun, Kitachen, wie geht es dem Kleinen?“

„Biel, viel besser, Tante Ina. Erich sagt, die Lebensgefah[r] sei vorüber.“

„Gott sei Lob und Dank.“

Mit einem aufwärts gerichteten Blick sagt es Ina von Rehburg.

„Aus tiefstem Herzen habe ich den himmlischen Vater angefleht, mir das liebe Enkelkind zu erhalten. Wo sich das arme Bübchen wohl die furchtbare Bräune geholt haben mag? Das Baby kam in der letzten Zeit ja nicht ins Freie.“

„Eben herrscht diese Krankheit epidemisch in Riga, Lante, und bei aller Vorsicht läßt es sich doch wohl nicht vermeiden, daß Erich, der als Arzt täglich eine Menge Patienten besuchen muß, Ansteckungskeime ins Haus trägt.“

„Das ist freilich richtig — jedenfalls war es eine gräßliche Angstzeit, und sie wäre für mich noch viel quälender gewesen, wenn du, Ritachen, mir nicht tröstend zur Seite gestanden hättest. Es war wie eine Schicksalsfügung, daß du gerade jetzt nach Riga gekommen warst. So konnte sich Thilde ganz der Pflege ihres Kranken Söhnchens widmen, und für sie und Erich war es solch eine Beruhigung, mich tagelang nicht allein zu wissen.“

Seit vielen Jahren schon ist Ina von Rehburg nur in beschränktem Maße Herrin ihrer Glieder, verbringt ihre Tage im Rollstuhl oder auf einem Ruhebett, bedarf sorgsamster Pflege.

„Und ich bin so gerne bei dir, Lante Ina“, sagt Rita Rehburg in innigem Tone.

„Trotzdem laufe ich dir auf ein Weilchen weg. Thildchen hat mich vorhin per Fensterpost gebeten, ihr in der Stadt allerlei dringend Nötiges zu besorgen, wozu ein Diensthotenkaptus nicht genügt, und da muß ich zuerst bei Redlich angehen, dann zu Scheuber und zu Saksch. Im Vorbeigehn bestelle ich bei Menzendorff auch einiges für uns, und

hole auf dem Rückwege einige Ruhenseesche Silbersachen ab, die ich bei Beyermann zum Aufpußen gegeben habe.“

„Gehe ganz unbesorgt, mein Herzchen. Ich habe ja meine elektrische Glocke so bequem zur Hand — kann jeden Augenblick Lina herbeiklingeln. Dir aber wird ein tüchtiger Spaziergang so gut tun. Du bist die letzten Tage zu wenig an die frische Luft gekommen.“

„Soll ich dir aber nicht eine Lampe anzünden, Lantchen?“

„Danke, Ritachen, noch nicht. Du weißt, ich liebe es, in der Dämmerstunde meinen Gedanken nachzuhängen, mich in meine Erinnerungen zu vertiefen, und als Zeitvertreib habe ich immer meinen Schatz an Gedichten, die ich im Laufe der Jahre in meinem Gedächtnisse aufgespeichert habe. Die repetiere ich eines nach dem anderen, um sie nicht zu vergessen. Was ich in der Jugend geübt, aus reiner Freude an der Poesie, das ist mir jetzt, in der Beschäftigungslosigkeit, zu der mich mein Zustand zwingt, der große Trost. Man ist nie allein, wenn man Zwiesprache hält mit tiefen Denkern und großen Dichtern.

Und auch die weniger großen wissen uns zu packen, wenn ihre Verse, ihre Gedanken anklingen in uns, Saiten berühren, die bei gleichem Leid, gleicher Freude vibriert.“

„Nun, dann auf Wiedersehen, liebes Lantchen.“

Ritas hohe Gestalt beugt sich liebevoll zur Liegenden hinab, zieht die Decke glatt, richtet die Kissen bequemer auf.

„Lange werde ich nicht fortbleiben.“

Tiefer und tiefer sinken die Schatten der Dämmerung, breiten ihre grauen Schleier. Die Hände gefaltet, mit geschlossenen Augen liegt Ina von Rehbürg auf ihrem Ruhebett. Sie liebt diese Einsamkeitsstunden, in denen sie Zwiesprache hält mit ihrem Gott und ihrem Herrn und Heiland,

Kraft und Trost erfleht, um auszuharren in Geduld und Glaubenszuversicht — sich zu erheben über Erdenleid und Erdennot. Ein wunderschönes Lied geht ihr durch den Sinn, klingt mit seiner ergreifenden Melodie in ihr nach.

„Nach der Heimat, nach der Heimat,
Sehnt sich heiß mein müdes Herz.
Dort erwartet mich die Fülle
Keiner Freuden ohne Schmerz.
In der Heimat wohnt die Freude,
Die kein sterblich Herz ermüßt,
Die getrübt von keinem Leide,
Ewig, wie ihr Geber ist.
In die Heimat, aus der Ferne
In die Heimat möcht' ich ziehn,
Dorthin, wo die goldnen Sterne
Über ihrer Pforte glühn.“

Ja, das ist die himmlische Ruhestatt, nach der Pilgerfahrt des Lebens, wohin sich die fromme Seele, der müde Leib sehnt, aber ein lebensfreudiges Menschenherz klammert sich doch auch an das irdische Heim.“ — — —

„In die Heimat, aus der Ferne,
In die Heimat möcht' ich ziehn . . .“

Hat es ihn niemals zurückgezogen in all den langen, langen Jahren, die vergangen sind, seitdem er dem Vaterhause und den Mutterarmen entflohen, nur einige Zeilen hinterlassend: „Ich schüttelte Livlands Staub von meinen Füßen und gehe übers Meer! Ewald.“

Wie der Schlag sie getroffen hatte! — Bis ins Mark des Lebens. — — —

Und seitdem — in zwölf Jahren! — keine Zeile, kein Lebenszeichen, keine Kunde von ihm, nichts, nichts, soviel

man auch gesucht und geforscht. — Aber felsenstark hatte ihre Liebe gehofft und geharrt, daß er wiederkehren würde, zum Manne gereift, ein reuiger Sohn, ein geläuterter Mensch!

Nun aber neigt sich der Abend ihres Lebens dem Todesdunkel zu — bald wird, sie fühlt es, ihr Herz den letzten Schlag tun, und wenn er noch den Weg nach Hause findet, es wird zu spät sein — seine Mutter wird nicht mehr da sein, um ihn zu empfangen! — Zu spät!! — — —

„Herr Landrat von Rehburg=Derbiten läßt fragen, ob gnädige Frau ihn empfangen können?“

„Aber ja, Lina, gewiß. Sagen Sie, ich ließe bitten. Und zünden Sie schnell die Lampe an.“

Mit raschen Schritten tritt der Angemeldete ein.

„Guten Abend, Ina.“

Die seelenvollen Augen der Kranken strahlen in hellem Freudenglanz den Better an.

„Lieber Eberhard — Welch eine hübsche Überraschung! Wir erwarteten dich erst zum Apriltermin! Was bringt dich um diese Zeit nach Riga?“

„Geschäfte aller Art, liebe Cousine.“

Tief beugt Landrat Rehburg sich hinab, küßt bewegt die feine, schmale Hand, die sich ihm mühsam entgegenstreckt. Wieder einmal, wie schon so oft, packt es ihn bei dem rührenden Anblick der Kranken — „eine Märtyrerin des Lebens“!

Gelähmt! Welch eine Summe von Geduld, von Entsagung liegt in dem einen Wort. Unendlich viel Schweres hat eines Höheren Wille dieser zarten Frau auferlegt, aber ihr Herz ist gestählt im Feuer des Leids — in dem siechen Körper wohnt ein reiches, gläubiges Gemüt, eine geläuterte

Seele, stark im Ertragen, gefaßt im Dulden, — eine Christin, im herrlichsten Sinne des Wortes.

„Wann bist du angekommen, Eberhard?“

„Gestern abend, und mein erster Besuch führt mich zu euch, mit dem ganzen Besums an Grüßen, Briefen und landschen Provisionen, die Betsychen und Nora mir für euch mitgegeben haben.“

„Danke, danke. Du mußt mir viel von beiden, von Derbiten erzählen.“

„Gerne, aber sage mir zuerst, wie es dir geht, Ina!“

„Immer nach dem Alten, Eberhard. Man gewöhnt sich schließlich auch daran. Aber lassen wir dies uninteressante Thema und plaudern wir lieber gemütlich. Nimm Platz, stelle deinen Hut weg und mache es dir bequem.“

Kann ich dir Papyros anbieten? Hier sind welche — ganz was Exquisites, sagt Erich, dem sie ein Studienkamerad, Moritz Sandern, neulich aus Petersburg schickte, und die mein Sohn mir für meinen Besuch geschenkt hat. Und welch lieberer könnte es sein, als der mir jetzt gegenübersitzt. Ich bin ja so froh und glücklich, dich zu sehen, dir noch einmal aus tiefstem Herzen danken zu können. Wie du mir, in der allerschwersten Prüfungszeit meines Lebens — als alles um mich und unter mir zusammenbrach —, mit Rat und That beigestanden hast, das vergesse ich dir nie. Und das läßt sich auch nicht vergelten!“

„Ist doch nicht der Rede wert, liebe Ina!“ Das war ja nur allereinfachste, verwandtschaftliche Pflicht.“

„So sagst, so empfindest du, Eberhard, auf dich kann man bauen, und darum habe ich eine Bitte an dich, eine letzte, denn lange werde ich nicht mehr irdische Wünsche hegen, das fühle ich deutlich.“

Versuche es noch einmal mit einem Aufruf in einigen weitverbreiteten amerikanischen Zeitungen. Der hiesige Konsul für die Vereinigten Staaten wird dir gewiß die nötigen Hinweise geben können, oder unsere Gesandtschaft in Washington. Und wenn es dir gelungen, Erwalds Aufenthaltsort zu ermitteln, dann lasse ihm diesen Brief zukommen.

Mühsam, mühsam, in Jahren, habe ich ihn zusammengeschrieben, und manche Zeile ist, fürchte ich, fast unleserlich, aber, wenn er noch am Leben, so soll dieser letzte Liebesgruß ihm, mit seiner Mutter Segen, ihre Verzeihung bringen, und ihre Zuversicht auf ein Wiedersehen in der Ewigkeit.“

Erschüttert blickt Eberhard Rehburg die Sprechende an.

„Was ich zu tun vermag, Ina, um deinen Wunsch zu erfüllen, das soll geschehen — das verspreche ich dir.“

„Droben“, fährt Ina Rehburg fort, und ihre feuchtschimmernden Augen blicken mit einem ergreifenden Ausdruck empor, „werde ich sie alle wiederfinden — meine vorangegangenen Lieben! Meine süßen Kleinen. Sie wären jetzt große Mädchen, erwachsen . . .“

„Ja, Ina, wie mein einziger Junge. Unerforschlich sind Gottes Ratschlüsse, und seine Gedanken sind nicht immer unsere Gedanken — aber man darf nicht fragen: „Warum?“

„Nein, man darf es nicht, auch nicht murren und klagen. Und hat immer Grund und Ursache, Gott für so vieles, vieles zu danken. Wie gnädig hat er es mit Erich gefügt. Mein lieber Sohn ist ein ganz anderer Mensch geworden, in der Ehe mit dieser herrlichen Thilde, die eine Musterschwiegertochter ist. Die beiden pflegen ihre alte

Mama in rührender Weise. Und nun habe ich schon 1½ Jahre die tägliche Freude, ein Enkelkind küssen zu können. So ein prächtiges Kerlchen ist der kleine Richard. Eben zwar entbehre ich seinen Anblick, darf ihn nicht sehen. Wir hatten in der letzten Zeit schwere Sorge um das süße Jungchen, das an Diphtheritis erkrankt war. Jetzt ist das Schlimmste überstanden, aber Erich erlaubt noch keinen Verkehr zwischen ihrer Etage und meiner Wohnung. Nur durchs geöffnete Fenster geben Thilde und Rita sich Nachrichten und nennen das „die Fensterpost“. Für gewöhnlich haben wir uns so reizend gemütlich in diesen neuen geräumigen Wohnungen eingerichtet, sehen uns mehrere Male am Tage.“

„Ah, da ist ja die Ruhenseesche Signorina Rita!“

„Guten Abend, lieber Onkel.“

Chevaleresk, wie es seine Art ist, ist der Landrat aufgestanden und küßt seiner nähertretenden Nichte die Hand.

„Nun, Fräulein Studentin, wie geht's? Wirßt du schon bald deinen Doctor medicinae machen?“

„Ach, Onkel Eberhard, du kannst das Necken nicht lassen. Du weißt sehr gut, daß ich bloß einen Kursus der Krankenpflege bei Erich durchnehme, um etwas gründlich zu können. In Ruhensee werden mir diese Kenntnisse sehr nützlich sein. Und ich finde es überhaupt richtig, daß wir endlich anfangen, etwas mehr zu lernen und zu verstehen, als was nach landläufigen Begriffen ein Fräulein von Rehburg früher zu wissen brauchte.“

„Rita, Rita, du sprichst ja schon ganz wie eine Emanzipierte! Die früheren Fräuleins von Rehburg waren sehr brauchbare Wesen, die aber nicht vom Ausleben im modernen Sinne träumten. Man braucht gar nicht aus

dem alten Pflichtenkreise des Hauses hinauszugehen, um ein nützliches Glied der Menschheit zu sein. Wer ein offenes Auge und eine willige Hand hat, der findet überall Gelegenheit sich zu betätigen.“

„Aber wenn man das Auge dazu entwickeln kann, mehr und richtiger zu sehen, und die Hand geschickter zum Hantieren — läge darin nicht der „gesunde Fortschritt“, dem du, Onkel Eberhard, doch immer das Wort redest und dem du gerne Vorschub leistest.“

„Sieh doch, Ina, wie sie sich herauszuwickeln versteht, das Fräulein Kandidatin, und noch, so nebenbei, ein verstecktes Kompliment für ihren alten Onkel einzuflechten.“

Noch eine Weile geht das Gespräch in dieser Weise weiter.

Der Landrat findet immer neue Neckereien, zieht seine Nichte mit ihren Emanzipationsgelüsten auf, und Rita wehrt sich schlagfertig und mit klugen Ausreden. Frau von Rehsburg hört amüsiert zu.

„Da haben wir's — ich verschwäge mich mit dieser hypermodernen jungen Dame und habe doch ein Theaterbillett zu heute abend in der Tasche. Da muß man bis auf weiteres das Kriegsbeil in eine Ecke schleudern und einen Waffenstillstand schließen.“

Aber nächstens geht die Fehde weiter, Fräulein Samariterin. Manchem deiner Argumente kann noch der Kopf abgeschlagen werden. Ich bin wirklich ganz entsetzt, daß Jung-Nirolands Damenwelt schon so infiziert ist von diesen neuzeitlichen Ideen.“

„Mich kannst du doch nicht mehr zur Jugend zählen, Onkel. Ich bin doch schon eine alte Jungfer.“

„Fürs erste noch ein schönes Jüngferlein.“

Aufstehend, verbeugt sich der Onkel galant.

„Adieu, Ina.“

„Adieu, und auf Wiedersehen, Eberhard. Du hast mir ja noch nichts von Derbiten erzählt. Komme doch einen Abend, so ganz gemütlich zum Tee. Wollen wir gleich einen bestimmen, ja? — bitte.“

„Gerne, Ina. Morgen bin ich schon beim Landmarschall eingeladen. Dienstag wollte ich ins Konzert, also sagen wir Mittwoch.“

„Sehr schön. Hoffentlich triffst du dann auch Erich an. Seine Praxis wird immer ausgedehnter — bisweilen sehen wir ihn ganze Tage nicht.“

„Sagt ihm, bitte, unterdessen einen herzlichen Gruß von mir.“

*

*

*

„Sieh da, Reckenstein, auch in Wiesbaden?! Das freut mich, freut mich sehr. Kann hier so gar keinen rechten Anschluß finden! Sie wissen ja, für reiche Juden und für Parvenus habe ich kein faible.“

„Sehr peu de chose, en somme, die Kurgäste hier, und die paar aristokratischen Namen darunter sind wie die Korinthen in dem gelben Kringel einer sparsamen Hausfrau.“

In lebhaft-verbindlicher Weise schüttelt Landrat Eberhard von Rehburg dem Landsmann und Standesgenossen die Hand und setzt dann hinzu:

„Wann kamen Sie her?“

„Vor einigen Tagen, mußte mich aber gleich hinlegen. Die Reise hatte mich sehr angegriffen. Ich war in einem Strich von Stockmanshof durchgefahren, und das war wohl

zu strapaziös für die alten Knochen. Die Gicht rumort wieder mal tüchtig in den Gliedern. Aber ich erhoffe viel von dem Gebrauch der Kur hier. Sie hat mir schon einmal große Erleichterung verschafft.“

Graf Reckenstein, der sich so äußert, ist ein bejahrter Herr, aber eine noch stattliche Erscheinung mit einem scharf ausgeprägten Kopf.

Der weiße Knebelbart und die langen Schnurrbartenden, die er bald nach rechts, bald nach links mit den Fingern durchstreift, geben ihm eine Ähnlichkeit mit einem Kriegsmann aus dem Mittelalter.

„Und Sie, lieber Rehburg, sind allein hier?“ fragt er im Weiterschreiten.

„Nein, wir kamen mit meiner Nichte Nora schon Ende April alten Stils und sind mitten drin in der Trink- und Badekur. Sie braucht für ihre Kehle, und ich muß mir ein böses Rheuma ausflicken, und dazu einen chronisch gewordenen Husten. Habe mir beides wohl im März, auf der Rückfahrt aus Riga, geholt. Ich hatte es mit dem Wetter schlecht getroffen. Weder Bärenpelz noch Ragoschenfibička konnten dem wütenden Nordost standhalten, der einem während hundertsechzig Werst gerade entgegenpustete. Und auf der Chaussee Gruben, die den Verstand aus dem Hirnkasten schüttelten. Viele Wochen mußte ich zu Bett liegen, und als ich hier ankam, humpelte ich ganz gebückt am Stock, wie ein richtiger Mümmelgreis. Es ist wohl schrecklich deprimierend, wie abgängig man wird, lieber Reckenstein, wie eine ausgebutterte Maschine. Wahrscheinlich ist es Zeit, daß man in eine bessere Welt abkragt — sich auf einem Nachbarstern einquartiert, wo es keine körperlichen malums gibt, und auch nicht solche Plagen, wie

Jungletten und renitente Konventsdelegierte, Fabriks- und Kreis Schulinspektoren und andere „oren“, mit denen man sich pro patria herumbolzen muß. Auf unserer lieben Erdenkugel wird einem nachgerade die Sache wirklich zu bunt. Man findet sich nicht mehr zurecht in diesem Wirrwarr und Gewackel der Zustände. Vielleicht erlaubt man den braven Sternbürgern, ihren Kohl nach eigener Fasson zu bauen und zu essen, setzt ihnen nicht Hasen in den Garten und superfluge Köche in die Küche, die aus einem guten livländischen Sauerkraut einen „Tsch!“ machen wollen.

„Treu dem Kaiser und dem Reich!“ — das ist immer altbaltische und meine Parole gewesen, aber diese Herrn Tschinowniks, die man uns jetzt überall hineinmengelt, die brauchen wir wahrhaftig nicht, die könnten zu Hause bleiben. Was diese Bureaukraten reinsten Wassers, die unsere baltischen Verhältnisse nicht kennen, noch alles zusammenbacken werden, ist gar nicht abzusehen.“

„Traurig genug sieht es mit der Zukunft aus, Rehburg. Es weht ein schlimmer Wind aus Ost — droht vieles umzubringen, was so festgewurzelt schien in unserem lieben Heimatsländchen. Maßnahme folgt auf Maßnahme, und eine ist immer unwälzender als die andere. Erst ging es den Schulen an den Kragen, nun steht die Einführung der Justizreform schon nahe bevor.“

„Ja, mit unserem Kirchspiels-Hofs-Ordnungsgericht ist es bald aus für immer. Punkt! Fertig! Schwamm drüber! — — Hatte sich ja manches überlebt in dem alten Klimbim, aber der Bauer fand sein Recht. Ich war ja selbst lange Jahre hindurch Kirchspielsrichter! Und jetzt? — russische Sprache für die Verhandlungen! Dabei versteht ja unser Landvolk, besonders die ältere Generation, kaum einige

Brocken der Reichssprache. Also wird es nicht ohne Translateure gehen, und die können das Blaue vom Himmel herunterreden! Richtig, sinngemäß zu übersetzen ist gar nicht so leicht. Schöne Lustig wird das werden.“

Graf Reckenstein neigt zustimmend das weiße Haupt.

„Jedenfalls eine schwerwiegende Änderung in den Verhältnissen, auch in materieller Hinsicht, denn für die jungen Herren unseres Adels wird in Zukunft nicht mehr die Sicherheit bestehen, in einem dieser Landesposten unterzukommen.“

„Ja, manch' Vater wird sich jetzt wohl sorgenvoll fragen: „In welches Fahrwasser bugsiere ich meine Söhne?“ — Denn wenn man ein halbes Duzend besitzt, wie Ihr Kreisdeputierter und Nachbar, der Therenhofsche Theren, und kein Krösus ist, kann man schließlich doch nicht für jeden Sprößling ein Gut kaufen.“

„A propos, Theren“, fällt Graf Reckenstein ein. „Heute morgen bekam ich einen langen, sehr interessanten Brief von ihm.“

Er war vor kurzem in Petersburg und schreibt von allerlei Gerüchten in bezug auf baltische Angelegenheiten und der Stimmung in den Regierungssphären. Ich habe den Brief bei mir — wollen Sie ihn hören?“

„Sehr gerne, Reckenstein, aber, wissen Sie, hier in der Hauptbummelallee promenieren und sitzen doch zu viele unnütze Zuhörer herum. Wollen wir ein wenig tiefer in die Anlagen hineingehen, bis zu einer abseits gelegenen Bank, der meine Nichte Nora den Beinamen „die Derbitensche“ gegeben hat, um uns einen Treffpunkt zu schaffen.“

Wahrscheinlich sucht sie mich auch heute vormittag da auf. Sie blieb im Hotel Victoria, um Briefe zu beendigen, während ich meinen Kochbrunnen abspazierte.“

Manch ein Blick folgt den ehrwürdigen Gestalten der alten Herren, deren vornehme Haltung und elegantes, aristokratisches Aussehen scharf absticht von dem übrigen Publikum, das sich an diesem schönen Frühlingstage lustwandelnd in der Wilhelmstraße ergeht.

„Sehen Sie, Reckenstein, hier auf diesem stillen Sitzplätzchen haben wir es doch viel gemütlicher. Und nun schießen Sie los mit Therens Bericht. Ich bin ganz Ohr.“

Halblaut liest Graf Reckenstein vor, hin und wieder mit vielsagendem Blick dem des neben ihm Sitzenden beegnend.

„Was meinen Sie zu diesen Neuigkeiten, Rehburg?“

Des Landrats edle Gesichtszüge sind immer ernster geworden.

„Man munkelt ja oft mehr zusammen, als sich verantworten läßt, aber ich möchte nur eins sagen: „Gott schütze und bewahre Livland und seine Verfassung.““

„Hören Sie noch diesen Artikel aus der Dünazeitung, die ich mir täglich schicken lasse, ein Referat über Hekereien in der russischen Presse.“

Helle Zornesröte steigt in Eberhard Rehburgs ausdrucksvolles Gesicht, während er auch dieser Lektüre interessiert zuhört.

„Ja, das ist wohl, um sich blau und grün zu ärgern! Solch ein unwahres Geschreibsel. Was sie bloß davon haben, die Preßorgane, all diese Verleumdungen in ihren Spalten aufzunehmen und Zwietracht zu säen! Denn sie wissen selbst ganz genau, daß sie nur Lug und Trug verbreiten.“

„Kein vergeudete Druckerschwärze“, ergänzt der Graf, seine Zeitung in ihre Falten legend.

„Politisch' Lied — häßlich' Lied, Reckenstein, und während einer Kurzeit sollte man sich besonders die Landespolitik

zehn Schritt vom Leibe halten. Aus der Derbitenschen Wirtschaft lasse ich mir vom Verwalter auch nur die guten Nachrichten vermelden, da ich alle Nöte von hier aus doch nicht bessern kann, und gegen ausdörrende Winde und kalte Nächte ist nur ein Kraut gewachsen — Geduld, es wird schon anders werden! — Meine liebe Frau sorgt ebenfalls für meine Gemüths- und Nervenruhe. In ihren Briefen bekomme ich nur Abrisse aus der Chronik der Rehburgs und anderer Familien. Sie ist eben in Flgen bei den Großkindern, die den Keuchhusten haben. Die junge Mama, unsere liebe Inga, ist nach dem letzten Baby recht blutarm geworden und mußte nach Elster. Wir wollen uns auf der Rückreise in Berlin treffen.“

„Sie glücklicher Großpapa! Ihnen hat der Himmel schon so viele Enkelchen beschert“, sagt in wehmütigem Tone Graf Neckenstein, der selbst kinderlos ist.

„Bei Ihrer Tochter Erika Trostberg, unserer lieben Sessenschen Nachbarin, ist ja auch schon eine ganze Reihe arriviert. —

Übrigens, bei diesem Gutsnamen fällt mir allerlei Kirchspielsklatz aus meiner Ecke ein, der Sie auch interessieren wird. Mein Nefte Treuenberg hat sich wieder einmal einen Korb geholt, und wissen Sie von wem? Von Ihrer Nichte Rita Rehburg aus dem Ruhenseeschen Hause. Treuenberg ist ja weder ein Apoll noch ein Lumen, aber er ist eine glänzende Partie, Kreuzbraver Junge, tüchtiger Landwirt, und es ist doch jammerschade, daß dies noch immer schöne Mädchen nicht heiratet.“

„Trotz ihrer 28 Jahre sieht Rita wirklich ganz famos aus“, bestätigt Landrat Rehburg.

„Ich finde sogar viel besser als früher, wo sie für ihre

Größe zu schlank war. Aber sie hat immer ein sehr romantisches Köpfchen gehabt, und möglicherweise steckt hinter ihrer Konsequenz im Körbeausteilen — unzählige haben ja schon ihr Glück versucht! — ihre alte Jugendschwärmerei für diesen Nichtsnuz Ewald.“

„Der es freilich nur zu gut verstand, jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen“, wirft der Graf ein.

„Er hatte so recht die Erscheinung dafür. Was war er für ein schöner Mensch. Es steckte überhaupt viel in dem Jungen. Eine komplizierte, aber interessante Natur. Ich mochte den Feuerkopf eigentlich gut leiden.“

„Feuerkopf hin — Feuerkopf her, ein Phrasenredner — ein ganz windiger Geselle, der seiner Familie immer nur Kummer und Sorge bereitet hat. Ein Glück noch für seine geprüfte Mutter, daß sie an ihrem zweiten Sohn soviel Freude erlebt. Der ist die Solidität in Person, und ich höre nur Gutes von ihm. Er hat sich durch eigene Kraft eine geachtete Stellung errungen und wird in Riga als Doktor sehr geschätzt.“

„Und auch über Riga hinaus“, ergänzt Graf Neckenstein.

„Man hat ihm zum nächsten Winter eine Stelle in Petersburg angeboten. Meine Frau und ich würden es sehr bedauern, diesen uns liebgewordenen Hausarzt zu verlieren, und auch den Umgang mit seiner sympathischen Frau und seiner Mutter, die so bewundernswürdig ihr schweres Schicksal trägt. — Nun ist der Ewald ja wohl zu den Verschollenen zu zählen, oder weiß man etwas von ihm?“

„Nein, der ist wie in einer Versenkung verschwunden! Es ist einfach unverantwortlich von diesem Laugenichts, daß er nichts von sich hören läßt. Aber er war ein Racker

und Trogkopf von klein auf, und jetzt, wenn er überhaupt noch am Leben ist, schämt er sich wohl, zurückzukommen.

Ein Egoist reinsten Wassers! — Als ich im März in Riga war, hat seine arme Mutter mich gebeten, aufs neue Schritte zu ergreifen, um auf seine Spur zu kommen. Aber das ist wirklich, als ob man eine Stecknadel in einer Grandgrube suchen sollte . . .“

„Oh, I beg your pardon.“

Vor dem Sprechenden ist ein hochgewachsener junger Mann stehen geblieben und bückt sich nach seinem Spazierstock, der dem Landrat Rehburg fast bis an die Füße gerollt ist.

Im Eifer des Gesprächs hatten die alten Herren nicht bemerkt, daß sich am Ende ihrer Bank ein Dritter niedergelassen hatte, der, den, von einem Strohhut beschatteten, Kopf tief gebeugt, angelegentlich die von Landrat Rehburg mit der Spitze seines Schirmes im Sand gezeichneten Schriftzeichen zu verfolgen schien.

Das gebräunte hagere Gesicht zeigt scharfe, verlebte Züge! Ein Vollbart deckt die Linien des Mundes, eine blaue Brille verbirgt die Augen, läßt weder ihre Farbe noch ihren Ausdruck erkennen.

„I beg your pardon,“ wiederholt er, und leicht den Hut lüftend, entfernt er sich mit langen, federnden Schritten.

Haltung, Kleidung, ein etwas im Gang charakterisieren ihn als Engländer oder Amerikaner. Landrat Rehburg blickt ihm interessiert nach.

„Eine Rasseerscheinung, wie man hier nicht viele findet, und die mich an jemand erinnert — ich verfall' nur nicht an wen! Sahen Sie den Herrn, — Reckenstein?“

„Nein, ich blickte in anderer Richtung. Ist das nicht

Fräulein Nora, die aus der Hauptallee einbiegt? Ich werde mich sehr freuen, sie wiederzusehen. Meine Frau und ich haben eine Vorliebe für sie, seitdem sie vor Jahren mal mit Marie Theren bei uns lebte.“

Landrat Rehburg setzt den Zwickel auf.

„Ja, das ist sie.“

Graf Reckenstein hat sich ritterlich erhoben, um die Herankommende zu begrüßen und sagt ihr einige verbindliche Worte.

„Wollen Sie nicht bei uns Platz nehmen, gnädiges Fräulein?“

„Danke, Graf Reckenstein. Ich muß noch weiter zur Post, um diese Briefe zu rekommandieren. Ich wollte nur Onkel Eberhard gleich von der traurigen Nachricht erzählen, die ich eben bekam. Tante Ina hat einen leichten Schlaganfall gehabt. Thilde schreibt, es gehe schon wieder etwas besser, aber Erich sei sehr besorgt, halte den Zustand für ernst. — Meine liebe Tante Ina! — Ob ich sie noch wiedersehe, wenn wir auf der Rückreise Riga passieren?“

„Möchtest du früher zurückreisen, Nora? Ernstlich nötig ist ja deine Kur nicht, so daß du sie unbeschadet unterbrechen könntest.“

„Ach, Onkel Eberhard, ich möchte dich doch nicht allein lassen!“

„Nun, das können wir ja noch bedenken. Jetzt ist es höchste Zeit, sich zum Lunch zurechtzumachen. Wollen Sie nicht mit uns speisen, Reckenstein? Die Küche im Hotel Victoria ist wirklich recht gut. Und wir reden dabei noch weiter über das Thema Landeseshule und Justizreform.“

Mit einem schweren Seufzer erhebt sich Landrat Rehburg und stützt sich auf Noras Arm.

„Was Sie mir vorhin aus Therens Brief vorlasen, geht mir auch im Kopf herum, das wäre ja der . . .“

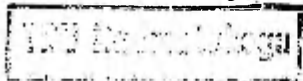
Dhne die Gruppe bei der Bank aus den Augen zu verlieren, hat der bebrillte Herr, der des Landrats Aufmerksamkeit erregt, einen Bogen beschrieben, der ihn zu dem vorhin verlassenen Platz zurückgeführt. Mit eigentümlich gespanntem Ausdruck den langsam Davonschreitenden nachsehend, läßt er sich wieder auf die Bank nieder und blickt angelegentlich auf die architektonischen Linien, die vorhin Landrat Rehburg in den Sand gezeichnet hat. Nane reißt sich da an Nane, und mit seinem eigenen Stock setzt der Beschauer hier ein E, dort ein A oder T hin und murmelt dann leise vor sich hin: Theren, Sessen, Treuenberg, Rita, Ruhensee, Ewald, Erich — — Gespenster der Vergangenheit, werdet ihr wieder wach?“

Eine tiefe Falte gräbt sich in seine Stirn — eine hohe Stirn unter tiefbrünettem Haar — und er starrt vor sich hin, bis er in jähem Entschluß die Schriftzeichen im Sande verwischt. Den neben ihm liegenden Hut ergreifend, verläßt er die Bank und schlägt die Richtung zum Bahnhof ein. Den Park durchquerend, erreicht er bald die Wilhelmstraße.

Als er im Begriff steht, am Hotel Victoria vorüberzugehen, weckt ihn eine heiter anrufende Stimme mit einem „Good morning, Mister Burg“ aus seiner Versunkenheit.

Im weißen Flanellanzug, ein Tennisracket geschultert, winkt ihm ein junges Mädchen, das auf den Stufen der Terrasse steht, lächelnd einen Gruß zu.

„Über welche Börsenspekulation grübeln Sie so angestrengt nach, daß Sie mich nicht einmal zu grüßen geruhen?“



„Oh, Miß Bright, I beg your pardon.“

Der Angeredete ist stehen geblieben, lüftet mit eleganter Bewegung den Hut.

„Wohin stürmen Sie so eilig, Herr Burg, der Gong hat schon zum Lunch gerufen.“

„Ich werde später frühstücken, fahre jetzt auf ein paar Stunden nach Frankfurt und werde erst gegen Abend zurück sein.“

„Wie langweilig! Sie sind ja der richtige Komet, Herr Burg. Gestern aus Paris gekommen, heute wieder nach Frankfurt! Wo werden Sie denn morgen hin?“

Das strahlende, eigenwillige Mädchengesicht hat sich verdunkelt, und sie wirft schmollend die Lippen auf.

„Morgen stehe ich ganz zur Verfügung, Miß Dora.“
Unmutig schüttelt sie den hübschen kleinen Kopf.

„Aber ich wollte doch so gerne heute nachmittag mit Ihnen einen Ritt auf den Neroberg machen. Mein Wetter Fred hat ein paar bessere Pferde aufgestöbert, als wir sie bis jetzt hatten, und wir besprachen beim Tennis mit ihm, daß er auch für Sie eines bestellen sollte.“

Nicht nur eine Aufforderung, fast ein Befehl spricht aus dem Ton der hellen Stimme, und die ganze Selbstsicherheit des verwöhnten american girl liegt im Ausdruck und Auftreten. Miß Dora Bright ist eine anziehende Erscheinung. Goldig-flimmerndes, rötliches Haar kräuselt sich um das fluge, aufgeweckte Gesicht. Die Farben der Gesundheit leuchten von Lippen und Wangen. Blendend schön ist der Teint. Strahlend der Blick und das Lächeln. Groß und kräftig, aber nicht plump gebaut, hat sie die aufrechte Haltung und den elastischen Gang, den sie ihrer Rasse und ihrer Erziehung verdankt. Ein lebhaftes Temperament sprüht

aus ihrem Wesen. Immer ist sie Feuer und Flamme für irgendeine Idee, die in ihrem phantasiereichen Köpfchen auf=taucht.

Mit einem leicht ironischen Zucken der Mundwinkel sieht Herr Burg zu ihr auf.

„Dürfte ich Sie ersuchen, Miß Bright, Ihrem Herrn Vater zu übermitteln, daß ich mich heute abend um 7^{1/2} Uhr bei ihm melden werde, wenn ich beim Portier keine gegen=teilige Weisung finde.“

„Interessieren Sie sich wirklich nur für Stahl und Eisen, Geschäftskorrespondenzen und Abrechnungen, Herr Burg? Macht es Ihnen denn gar kein Vergnügen, mit mir zu reiten?“

Die junge Schönheit ist im Flirt Meisterin. Halb schmol=lend, halb lockend sehen die haselnußbraunen Augen den unter ihr Stehenden an. Möglich strafft sich ihre ganze Persönlichkeit zu hochmütig abweisender Kälte.

„Also dann morgen, aber pünktlich 3 Uhr.“

Sie neigt leicht den Kopf.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, Miß Dora.“

Er verbeugt sich zeremoniös und verfolgt mit raschen Schritten seinen Weg.

Mit zusammengezogenen Brauen sieht sie ihm nach.

Das Leben hat bisher dieser Erbin unermesslicher Reich=tümer wenig Wünsche unerfüllt gelassen — nur diesem Manne, mit der vornehm=lässigen Manier eines Prinzen, gegenüber versagt die Macht ihres Wesens und ihres Willens.

Zu der angegebenen Zeit betritt Herr Burg den elegant möblierten Raum im ersten Stock des Hotel Victorias, der den Brights als Salon dient.

„Guten Abend, Mister Burg.“

Vom Schreibtisch aufsehend, schüttelt der einzige Inbasse des Zimmers dem Herantretenden mit kräftigem Händedruck die Rechte, und ihm einen Stuhl in seiner Nähe weisend, setzt er auf englisch hinzu:

„Sehr froh, Sie zu sehen und Ihnen gratulieren zu können. Mein Geschäftsleiter kabelet mir, daß unsere letzte Spekulation in Minenaktien, zu deren Ankauf, als sie stark fielen, Sie rieten, glänzend ausgekommen ist. Und da Sie sich ebenfalls an dem Geschäft beteiligten, hat sich die Summe Ihres Einsatzes verdoppelt. Das macht einen hübschen Haufen Dollars aus. Dann habe ich hier noch einige Telegramme, über die ich gleich mit Ihnen reden möchte. Große Bestellungen für unsere Fabrik. Beschleunigt zu effektuieren, doch sehr hohe Anzahlung. Hatten wir aber nicht schon mal Differenzen mit der Firma Strong, zu der Zeit, wo ich krank war, und Sie meine ganze Korrespondenz allein zu erledigen hatten? Ich glaube, es haperte schließlich mit den Bezahlungen, oder verwechsele ich es mit einem anderen Geschäft? — Strong war nur einmal fast bankrott, erholte sich aber rasch! Nicht?“

„Darüber kann ich Ihnen gewiß Auskunft geben, Herr Bright. Ich habe oben in meinem Zimmer genaue Notizen, die ich mir seinerzeit zu der ganzen Angelegenheit gemacht habe, und die ich sofort holen werde. Wollen Sie vielleicht unterdessen Einsicht nehmen in diese, nach Daten und Wichtigkeit des Inhalts geordneten, Briefe, sowie die von mir schon aufgesetzten Antworten durchlesen, die nur Ihrer Unterschrift bedürfen, um morgen mit der ersten Post abzugehn? Doch, bevor wir das Geschäftliche erledigen,“ — er zögert einen Augenblick, „dürfte ich die Bitte an Sie richten, mich gleich in den nächsten Tagen den Urlaub an-

treten zu lassen, den ich mir schon in Chicago erbat, für den Fall, daß Umstände eintreten würden, über die ich mich nicht weiter auslassen möchte, Familienverhältnisse. . .“

„Brauchen Sie auch nicht, lieber Burg, wir Amerikaner kümmern uns nicht allzu viel um die Vergangenheit eines Menschen. Selbst ist der Mann, und die Gegenwart gehört ihm. Da heißt es schwimmen mit dem Strom, gegen den Strom und immer den Kopf oben zu behalten. Ein self-mademan hat ein Ziel v o r A u g e n , Lebenstrümmel läßt er hinter sich — verliert keinen müßigen Gedanken daran — go ahead. Mir scheint, das lernt man in unserem free Amerika, sich nicht mit unnützem Ballast zu beladen, aber tapfer darauflos zu arbeiten. — Das haben Sie getan, seit ich Sie kenne. Sie sind ein tüchtiger Geschäftsmann geworden, dessen Organisations- und Kombinationstalent und Sprachkenntnisse mir von großem Nutzen sind, und ich werde stets gern für Sie tun, was ich kann. Mein Neffe Fred, der, als Mutter söhnen meiner Schwester, schon viel zu viel Ferien in seinem jungen Leben genossen hat, kann Sie sehr gut eine Zeitlang — während wir uns in Europa befinden — vertreten. Sie haben ein Ausspannen redlich verdient, aber Ihr Platz bleibt jedenfalls frei, drei, vier — fünf Monate.“

„Danke, Mister Bright . . . ich denke, ich werde nicht länger als . . .“

„Nun, dearest father, werden wir heute nicht zum Kurhaus?“

Durch die schweren Falten einer Portiere lugt Miß Doras verführerisches Köpfchen.

„Nach dem Konzert gibt es Feuerwerk und Illumination!“

„Nein, Darling, ich kann dich heute nicht begleiten. Vielleicht findest du andere Gesellschaft oder Fred geht mit dir. Ich sah ihn vorhin im Lesezimmer. Und im Hofmachen und Flirten steht er ja seinen Mann, besser als in der business.“

„Ist ja auch eine amüsante Beschäftigung“, lacht Miß Dora und zeigt ihre prachtvollen Zähne.

„Also amüsiert euch gut, mein Töchterchen, ich werde unterdessen Wichtiges und Unaufschiebbares mit Herrn Burg erledigen, der bald verreist, seinen Urlaub gleich antreten will.“

„Was sind denn das für Neuigkeiten — Sie wollen fortreisen, Herr Burg?“

Miß Bright ist ins Zimmer getreten und sieht den Sekretär ihres Vaters aus großen Augen erschrocken an.

„Was wird da aus meinen schönen Plänen, wenn Sie uns schon jetzt verlassen? Wir hatten ja verabredet, zusammen die Rheinreise zu machen und nach meinem lieben Heidelberg zu fahren. Ich wollte Papa und Ihnen doch gar zu gerne meine liebe Pension Rosenplänter zeigen, und die Saxo Borussia. Ihr Urlaub sollte doch frühestens Ende Juni anfangen! Warum haben Sie es denn jetzt plötzlich so eilig?“

Gebietend Antwort heischend, klingt die Mädchenstimme, aber als keine erfolgt, wird sie schmeichelnd weich, und neckisch fügt sie hinzu:

„Sagen Sie doch lieber wie heute vormittag: „Ihr Wunsch ist mir Befehl.““

Herr Burg sieht an dem goldig schimmernden Köpfchen vorbei, zögert noch immer.

„Besondere Nachrichten veranlassen mich zur Eile, Miß

Dora — — aber — auf einige Tage — — wird es ja wohl — nicht ankommen.“

„Das ist nett von Ihnen.“

Mit aufleuchtendem Blick streckt das junge Mädchen Herrn Burg die Hand hin.

„Dann wollen wir aber auch gleich Montag nach Heidelberg fahren. Wenn ich ihn darum bitte, erlaubt der Doktor bestimmt meinem Vater, eine Pause in seiner Kur zu machen. Ich kann ihn ja um den Finger wickeln, den prächtigen alten Doktor. Und morgen will ich noch Fräulein Rehbürg genießen. Sie reist schon übermorgen nach Livland zurück, sagte sie mir zum Lunch. Eine sehr liebe Tante von ihr ist schwer erkrankt. Auf einmal haben alle störende Nachrichten. Sehr schade, daß sie wegfährt — man kann sich so wundervoll mit ihr unterhalten; sie hat so viel gelesen, kennt so schöne Gedichte — sie ist überhaupt awfully interesting, Baroneß von Rehbürg.“

„Fräulein von Rehbürg,“ entfärbt es Herrn Burg, „die Rehbürge sind nicht Barone . . .“

„Was wissen Sie davon?“

Stauend weiten sich Miß Doras braune Augen. Das hagere Gesicht vor ihr färbt sich dunkler.

„Ich habe früher . . . ich war mal in Riga — es ist ein bekanntes, altes livländisches Adelsgeschlecht.“

„So!“

Das sagt Herr Bright, und sein kluger, durchdringender Blick umfaßt schärfer die Erscheinung seines Sekretärs.

„Das wird wohl des Rätsels Lösung sein“, denkt er.

„Nicht nur aristokratisch in Haltung, Wesen, Erziehung, Manieren, sondern de facto ein Aristokrat reinsten Wassers

ist mein Herr Sekretär, der das Unnachahmliche des Kaffeemenschen besitzt, das, was uns fehlt! —

Wahrscheinlich der Sproß eines Adelsgeschlechts aus den baltischen Provinzen, wo sie mit ihren Titeln noch ihre vollen Vorrechte haben, aber auch ihre Standesvorurteile. Würde mir aber deswegen erst recht passen als Schwiegersohn! — Kasse, das können wir noch brauchen in unserem Dollarland, und das läßt sich bloß importieren, nicht kaufen, wie alte Antiquitäten, mit denen wir uns in Europa beladen, um wenigstens unseren Häusern den Anstrich zu geben von Tradition, von Kultur und kunstverständigem Mäzenatum.“

„Good night, Papa dear. Also auf morgen, Mister Burg. Das Programm lautet: Punkt 10 Uhr auf dem Tennisplatz — und um 3 Uhr im Sattel. Kaffee auf dem Neroberg, und am Abend Konzert im Kurpark. Ich will es so, und mein Wunsch sei Ihnen Befehl — meine Herren.“

*

*

*

Der vormittags aus Dünaburg in Riga eintreffende Schnellzug rollt heran — steht, und der weiße Rauch seiner Lokomotive füllt die Halle. Froh, ihr Endziel erreicht zu haben, drängen die nach stundenlangem Sitzen immer besonders eiligen Passagiere aus den heißen Waggons, strömen aus dem Bahnhofsgebäude hinaus in den kleinen Seitenhof, wo die wartenden Fuhrleute ihren Stand haben.

Ein Gepäckträger, der einen eleganten Nachtsack auf die Schulter geladen hat, wendet sich, stehen bleibend, an den hochgewachsenen Herrn, der ihm folgt.

„Einspänner oder . . .“

„Zweispänner!“

Und als der Träger eine freie Droschke erspäht, herangerufen und das von ihm getragene Gepäckstück darin untergebracht hat, fragt er weiter:

„Hat der Herr noch großes Gepäck?“

„Ja, aber das kann fürs erste hierbleiben.“

Grüßend zieht der Träger die Mütze, als ein reiches Trinkgeld in seine Hand fällt, und „Rome“ ruft im Einsteigen der Reisende dem Kosselenker zu, in einem Tonfall, der besagt, daß er sich nicht in fremder Umgebung befindet.

In flottem Trabe zweier kräftiger Schimmel geht es über das gute Pflaster des Theaterboulevards, und nach einer kurzen Fahrt hält der Wagen vor Rigas elegantestem Hotel.

„Haben Sie ein Zimmer frei?“

„Gewiß — — — ja!“

In der kurzen Pause zwischen den zwei Worten hat der herangetretene Portier den Ankommenden vom Kopf bis zu den Füßen gemustert und rasch seine Schlüsse gezogen.

„Sieht wie ein Baron aus, aber ist anders gekleidet, als unsere Herren vom Adel hier, und dann die Brille? — immerhin, der Titel kann nicht schaden! . . .“

„Es ist im Sommer nicht so besetzt! Wo wünschen der Herr Baron?“

„Am liebsten im zweiten Stock, nach Norden zu. Bei der herrschenden Hitze wäre das angenehm.“

Der Portier nennt dem herbeigeeilten Zimmerkellner eine Nummer, und wenige Augenblicke später steht der Reisende am Fenster, das nach dem Theaterboulevard hinausgeht,

läßt den Blick schweifen über das schräg gegenüberliegende stattliche Stadttheater und die Anlagen, die im vollen Schmuck des Frühsommers prangen.

In stilvoller Architektur erhebt sich jenseits des Kanals die Häuserreihe des Thronfolgerboulevards, mit dem Polytechnikum im Mittelpunkt. Mehr nach links blinkt die Kuppel der russischen Kathedrale.

„Die war nicht zu sehen, damals,“ murmelt er vor sich hin, „aber sonst, wie unverändert alles. — Ich glaube, in diesem Zimmer steht sogar jedes Möbelstück noch an derselben Stelle.“

Der Eintritt des Kellners, der das Fremdenbuch vorlegt und um Eintragung des Namens bittet, stört ihn in seinen Betrachtungen. Die Stirne runzelnd, blättert er scheinbar interessiert in den letzten Seiten, studiert die Rubriken, dann kratzt die Feder über das Papier.

„Herr Burg, aus Berlin“, liest der Kellner verstohlen, bevor er das Buch zuklappt, und hat Mühe, seine Überraschung zu verbergen.

„Teufel noch einmal,“ denkt er, „haben der Portier und ich so falsch taxiert.“

„Bringen Sie mir nach einer halben Stunde eine Portion starken Kaffees und Eiswasser.“

Seine Toilette ist gerade beendet, als der Kellner das Gewünschte hereinträgt.

Herr Burg läßt sich das Teebrett auf ein Tischchen ans geöffnete Fenster stellen und zündet sich eine Zigarre an.

Wieder schweifen seine Blicke über das im Glanze des strahlenden Tages vor ihm liegende Bild.

Und seine Gedanken wandern zurück in die Vergangenheit.

In die Tage seiner Kindheit und Jugend. Wie oft ist er diese Wege, diese Straßen, durch diese Anlagen gegangen.

Er sieht sich als Knabe von fünfzehn Jahren, als Schuljunge, der bei Verwandten in Pension lebte, dort hinter dem Wastenberg.

In diesem Kanal, über den sich die Alexanderbrücke spannt, hat er mal einen ins morsche Eis eingebrochenen Hund aus einem lebensgefährlichen Bade errettet.

Da — in dem großen Hause — hat seine erste Flamme gewohnt, eine Primanerliebe! — — Wie war es törichtschön gewesen, an ihrem Fenster vorbei rastlos Parade zu machen, den braunen Strudelkopf zu erspähen, der, über die Arbeit gebeugt, errötend und neugierig aus dem Augenwinkel hinunterlugte auf den jungen Verehrer.

Und manch eine duftige Gabe — Huldigung für einen Bühnenstern — hatte er in das Theatergebäude tragen lassen, als Leidenschaft aufschäumte in seinem heißen Blut.

So ganz und gar losgelöst vom Heimatboden hatte er sich gefühlt, doch all die Erlebnisse früherer Zeit, die er vergessen und ausgelöscht gewähnt, hier, in der alten Umgebung, die sie wie festgehalten für diesen Wiedersehungstag, wacht alles das Versunkene wieder auf! —

Aber jetzt gilt es, nicht verweilen bei diesem Längstvergangenen. Vorbei, vorbei! — — —

Der Gegenwart muß er fest ins Auge sehen, handeln. Einem unwiderstehlichen Impulse folgend, ist er bis hierher gelangt, jetzt heißt es weitere Schritte tun, die Situation klären, so oder so. Go ahead! Das hat er im Lande des rücksichtslosen Draufgehens gelernt. Vorwärts, immer vorwärts! Nur keine Sentimentalitäten! — Geschehenes läßt sich niemals ungeschehen machen!

Nachdenkend, mit gerunzelter Stirne, geht er lange auf und ab. Wie lange, das zeigt der halbgeleerte Zündholzständer.

Dann wirft er die eben angerauchte Papyros in den Aschenbecher und setzt sich an den Schreibtisch.

Den ersten beschriebenen Bogen zerreißt er in kleine Stückchen — nein, so geht es doch nicht! — greift nach einem zweiten. Rasch wirft er einige Zeilen auf das Blatt, steckt es in ein Kuvert, macht mit großen Schriftzügen die Adresse.

Auffspringend, geht er zum Glockenzug. Ein Kellner erscheint, fragt nach seinen Wünschen.

„Hier ist ein Brief für Herrn Doktor Erich von Rehburg. Seine Adresse wird dem Portier wohl bekannt sein?“

„Gewiß, der Herr Doktor wohnt Nicolaisstraße, kommt häufig ins Hotel. Er wurde gestern auch benötigt für Seine hohe Exzellenz von Sandern aus Petersburg, der bei uns abgestiegen ist, aber der Herr Doktor ist eben aus Riga abwesend, aufs Land gefahren, zur . . .“

„Schon gut, dann schicken sie mir den Kommissiönären.“

Aufs neue beginnt Herr Burg sein Hin und Her vom Fenster zum Ofen und wieder zurück, bis ein diskretes Klopfen seinen Gedankengang unterbricht.

Auf sein lautes „Herein“ schiebt sich ein Männchen mit ergrauendem Haar durch die leise geöffnete Thür.

„Der gnädige Herr wünschen . . . mein Himmelchen, das ist ja Ewald Jungherr Baron! Nein, diese Freude, daß meine alten Augen noch unseren Launskungs sehen.“

Und er küßt immer wieder Ewald Rehburgs Armel.

„Hab' ich gewartet, gewartet, daß er doch endlich möchte

zurückkommen nach seine Heimat. Habe immer zu unsere alte, gnädige Frau gesagt: „Er wird kommen, er wird kommen für ganz bestimmt nach sein altes Zuhause, und passen Sie auf, gnädige Frau, er wird große, reiche Amerikanerherr geworden sein, und wird wiederkaufen unser liebes Schloß Ahlen.“

In das hagere Gesicht des Zuhörenden tritt ein fragender Ausdruck, und es ist, als wolle er etwas sagen, aber dann lehnt er sich nur fester an das Fensterbrett, und der Sprechende fährt fort:

„Und dann wird alte Zahn wieder sein dort Diener, oder Krüger, oder was man will, und dann wird wieder sein gute, alte Zeit. Unsere gnädigen Herrschaften werden wieder wohnen im Erbgut, wo ich doch auch bin geboren, und gespielt habe mit gnädige Frau, als sie noch kleines Fräulein Inachen war.

Sie und Schwesterchen — was später Fräulein Noras Mamachen wurde — waren immer so gut und freundlich zu Gärtners kleinen Zahnit. Jetzt wohnt da so eine fremde Besitzerfamilie, nicht mal von Adel, keine geborene Herrschaft nicht — das darf doch nicht so bleiben. Und Haus verfällt, und schöne Garten und Parkanlagen ganz wild geworden, Unkraut überall.

Und Büsche werden gehauen, die gnädige Frau selbst gepflanzt hat, und große Wald nach Ruhensee zu wird ganz verwüstet. Mir hat Schwestersohn erzählt, der mit Flachsfuhre in vorige Winter einkam, und der jetzt in Ahlensche Mühle arbeitet.“

Unbeweglich am Fenster stehend, hat Ewald Rehburg den Redeschwall des alten, langjährigen Dieners seiner Eltern über sich ergehen lassen.

Nur bei den Worten „Ahlen“ und „Ruhensee“ ist ein Zucken über sein Gesicht gegangen, und er hat die Lippen fester aufeinandergepreßt. Jetzt, auf den Alten zutretend, fragt er rauh:

„Wo ist meine Mutter? Hier in Riga?“

Erschrocken blicken die alten, trüben Augen ihn an.

„Wissen der gnädige Herr Ewald nicht? Alte gnädige Frau ist im Himmel, bei liebe Gottchen. War doch schon lange, lange krank — wie schwach in die Füße. Hat sich doch zu stark verschrocken, als unser Jungherr Ewald so ganz plötzlich wegfuhr.“

In Verlegenheit blickt der Sprechende auf die Seite.

„Und im Mai hatte sie eine Schlaglähmung. Und dann, vorige Woche ist gestorben, ist eingeschlafen ganz still.“

Sich jäh umwendend, tritt Ewald Rehburg wieder ans Fenster.

„Ich darf'e auch Leiche ansehen, sah so schön und so friedlich aus, und ich habe auch Blumen gebracht für Sarg, alte gnädige Frau liebte doch so Maiglöckchen! — Ich habe Brudersohn, der lernt bei Gögginger, der hat mir verschafft, und ich habe auch Sarg begleitet bis Alexanderpforte.“

Voll großer Tränen stehen dem Alten die Augen; er wischt sie mit der Hand ab.

„Viele waren gekommen zur Einsargung, und viele sind mitgefahren nach Ruhensee, wo vorgestern sollte Beerdigung sein.“

Großsohnchen ist hiergeblieben mit alte Wärterin. Schönes Ellernbachschs Fräulein Thilde hat doch vor zwei Jahren unseren gnädigen Herrn Erich geheiratet, der ganz berühmte Doktor geworden ist, zu dem alle laufen. Hat mich auch auskuriert von böse Husten, und hat nichts nehmen

wollen, als ich bezahlen wollte, wie an andere Doktors auch. Und Martha Fräuleinchen hat Serramoisische Baron Trostberg geheiratet, und Rita Fräulein . . .“

Die hohe Gestalt, die stumm und regungslos gestanden, als höre sie kaum auf den redseligen alten Mann, wendet sich langsam um und sagt kurz, mit heiserer Stimme:

„Genug erzählt, Zahn — nun mußt du einige Gänge für mich machen. Hier ist ein Gepäckschein. Damit schaffe mir den Koffer her, der auf dem Bahnhof geblieben ist, und dann bestelle mir zu heute abend 8 Uhr einen zweispännigen Postwagen zur Fahrt nach Station Rodenpois.“

„Ja, ja, ich begreife schon. Der gnädige Herr will gleich nach Ruhensee. Wird ja wohl auch noch viele Herrschaften dort zusammenfinden.“

„Noch eines merke dir, Zahn. Ich bin hier als Herr Burg, verstehst du, und lasse dir nicht einfallen, mich anders zu nennen, bis ich es dir selbst erlaube.“

„Kommen der gnädige Herr bald wieder nach Riga zurück?“

„Das weiß ich noch nicht, aber Mund gehalten, hörst du? Stumm sein über mich und meine Ankunft. Und da — nimm und kaufe dir etwas, was du brauchst.“

„Danke, danke, gnädiger Herr. So viel, so viel — ganze hundert Rubel!“

Unzählige Male küßt der Beschenkte Ewalds Armel.

„Genug, Zahn, genug — gehe jetzt.“

Und als der Kommissionär leise die Thür hinter sich zugemacht, da lehnt Ewald wieder am Fenster, aber seine Blicke sehen hinweg über das Stadtbild zu seinen Füßen, anderes steht vor ihm!

Wie vieles haben die Worte des alten Zahn geweckt! —

Die Mutter tot! — Ahlen verkauft. —

Das hatte er nicht zu finden erwartet — das nicht. Er schattet die Augen mit der Hand. Heiß wallt es in ihm auf. „Das ist deine Schuld!“ laut und vernehmlich sagt es eine innere Stimme. Die anklagenden Gedanken sucht er zu bannen, aber immer wieder hallt es in ihm nach, in düsterer Klage: „Tot — verkauft!“

Nicht zu ertragen sind diese Vorstellungen. Er lockert den Kragen, weil ihm ist, als ob er ersticke —, beginnt ein ruheloses Hin und Her im Zimmer, aber er kann es nicht aushalten im engen Raum, will Ablenkung suchen, Zerstreuung. Nach Hut und Handschuhen greifend, verläßt er das Hotel, geht den Theaterboulevard entlang. Schwül weht ihm der Wind entgegen, wirbelt den Staub der Alleen auf, ballt schwere Dünste zu Gewitterwolken zusammen.

Schon grollt es leise in der Ferne.

Die Kalkstraße hinunter wandert er mit raschen Schritten, gelangt durch enge, winklige Gassen zur Scheunenstraße. Wie klein, wie niedrig die Häuser, wie bescheiden die Auslagen der Läden, welche so viele bekannte Firmenschilder tragen. — —

Da zweigt links die Kaufstraße ab, und etwas weiter, rechts, an der Ecke der Pferdstraße, da zeigt die Buchhandlung von Rhymsel, auch noch an der gleichen Stelle, ihre Schaufenster, vor denen der Schuljunge so oft lesegerig gestanden.

Und weiterhin Arenstamm, wo er seine Schulhefte kaufte, — die Konditorei von Kroepfch, wo Kuchen und Naschwerk die Knabenherzen lockten, und in späteren Jahren manch' Austerfrühstück den Gaumen labte, manch' Sektflasche in lustiger Kumpanei entkorkt wurde.

Und aufs neue überkommt es ihn — wie unverändert diese Umgebung. Als wäre hier die Zeit nicht gewandelt über 10 Jahre! —

Die Börsenuhr zeigt fünf, als er in die Jacobstraße einbiegt. Bei der Einfahrt zum Ritterhause steht er einen Augenblick still — sieht empor zu dem monumentalen Bau, demgegenüber das alte Gemäuer der Jacobikirche ragt. Wahrzeichen beide! Adelsburg und Kanzel — nahe beieinander in trutziger Gemeinschaft, wie zwei Genossen, die auch jetzt noch Schulter an Schulter im Kampfe stehen, gegenseitig Hort, Schirm und Schutz — Schutz und Schirm auch des Landes, das sie sich erobert im Laufe der Jahrhunderte.

Am Jacobsplatz wendet er sich nach links, verfolgt das Trottoir längs den Pächthäusern, überquert den Platz vor dem Schloß.

Einen Erinnerungsblick schickt er hinauf zu den Fenstern des Gouvernementsgymnasiums, auf dessen Schulbänken er manche Stunde gefessen, so viele Alotria getrieben.

An der katholischen Kirche vorbeigehend, nimmt er die Richtung zur Düna.

Da wälzt der stattliche Fluß seine kräuselnden Wasser, und regstes Tun und Treiben entfaltet sich an seinen Ufern, lärmt um den einsam Dahinschreitenden.

Solange nicht des Winters Frost die Fluten in starre Banden geschlagen, brandet fast ununterbrochen die Welle gesteigerter Arbeit an den breiten Quaimauern. Unzählige Masten und Schlote ragen.

Aus aller Herren Länder gekommene Riesendampfer, Segler, Schiffe aller Größen und Art schaukeln und kreuzen sich auf dieser Verkehrsader einer geschäftigen Handelsstadt

— ankern hier und dort, löschen ihre Ladung oder erwarten neue, um sie in alle Weltteile zu tragen.

Fieberhafte Lätigkeit herrscht ringsumher. Volle und leere Lastwagen rasseln an und ab. Tonnen werden gerollt, Kisten, Säcke gestapelt.

Mit Hilfe gewaltiger Krähne werden die Waren ans Land befördert oder in die mächtigen Schiffsrümpfe verstaут.

Unter schwerer Last gebeugt, eilen die Hafenarbeiter über die schmalen Laufftege, um die schwimmenden Kolosse zu füllen mit den Erzeugnissen aus dem Innern des Reiches, und der, zu immer größerem Aufschwung gelangten, jungen Rigaschen Industrie.

Aber Ewald Rehburg hat nur ein halbes Interesse für das flutende Leben ringsherum — für die wechselnden Bilder seiner Umgebung. Immer wieder, wie eine Vision, anfliegend, steht es vor ihm — Ruhensee! — Ahlen! — und er kann die Gedanken nicht davon wenden.

An der Eisenbahnbrücke vorbei, die ihr Gitterwerk wie ein Metallnetz über die Strombreite spannt, führt ihn seine Unrast weiter und weiter durch die stilleren Straßen der Moskauer und Petersburger Vorstadt.

Die Luft ist drückend heiß. Mehr und mehr hat sich der Himmel bewölkt. Vom Meere her zieht das Gewitter auf, grollt immer lauter. Mit den ersten fallenden Tropfen erreicht Ewald sein Hotel. —

Viele Stunden tobt das Unwetter, und noch zucken die Blitze, krachen die Donnerschläge, als er durchs Alexander-tor auf die Petersburger Chaussee hinausfährt.

„Kling — ling, kling — ling — kling — ling“ macht die Postglocke, heller, wenn es im vollen Trabe dahingeht, leiser, wenn die Pferde in Schritt verfallen, weil der

schläfrige Postknecht vergißt, daß er nicht mit leerer Equipage zu den heimathlichen Ställen zurückkehrt, sondern einen Fahrgast zur nächsten Station zu befördern hat. Derselbe hat sich in seinen großen Reiseumantel eingewickelt, denn das Gewitter, das noch hinter ihm wetterleuchtet, hat die Luft stark abgekühlt, und nach des Tages glühender Hitze erscheint die Juninacht fast kalt.

Kling — ling, Kling — ling, Werst um Werst, Stunde um Stunde geht es dahin auf der Riga—Meskauers Chaussee, nach Osten zu. Auf den Stationen, wo es während des Umspannens kurzen Aufenthalt gibt — oder längeren, wenn keine Pferde vorhanden —, wechselt er einige Worte mit den Posthaltern, Schreibern und Stallmeistern, und dann geht es schweigend weiter, Werst um Werst, immer tiefer ins Land hinein.

Einige heiße Mittagstunden verschläft er, von Fliegen umsummt, in dem kleinen Gastzimmer der Station Besselshof, in Kleidern sich auf eines der reinlichen Betten ausstreckend, das die landesübliche bunte Flickerdecke ziert.

Und dann geht es wieder weiter, mit ausgeruhten, kräftigen Pferden, denen ein junger Postknecht fleißig mit der Peitsche droht, und die er durch schmalzenden Laut antreibt — Kling — ling, Kling — ling.

Nun biegt der Kosselenker von der harten Chaussee ab in einen schmälern Landweg. Weicher, leiser rollt Erwald Rehbürgs Gefährt dahin. Näher tritt Wald und Wiese, Feld und Halde an die Fahrstraße heran. Und alles prangt im Schmucke des Frühsummers. Hellgrüne Triebe zeigen die ernstesten Tannen, das frische, junge Laub an Stämmen und Sträuchern glänzt, und in den Lichtstreifen, die in das

schattig-kühle Waldesdickicht fallen, flimmert die Luft und tanzen im Sonnengold die Mückenschwärme.

Uppiger Roggen, schon hoch im Halm, hebt und senkt sich im Wellengewoge, im Spiel des warmen Windes.

Klee und Buchweizen verbreiten süßen Duft, leuchtend blau schimmert der Flachs, und in allen Farben sprießt und blüht es auf Rainen und Halden, deckt die Wiesen mit buntem Teppich.

Des Sonntags wegen ruht die Feldarbeit. Die Kirz-fahrer sind schon heimgekehrt, pflegen der Ruhe in den Gefinden, die verstreut liegen und graubraune Lüne in das Landschaftsbild bringen. Nur weidendes Vieh belebt hier und da die Gegend, und das Hüterkind blickt neugierig dem Postwagen nach, dessen Glocke die Stille unterbricht, und den der zottige Hüterhund, seines Wächteramtes bewußt, mit wütendem Gekläff umspringt, und bellend noch eine Strecke begleitet.

Und auch hier überkommt es Ewald — „wie unverändert alles, ganz, ganz wie früher!“

Vielleicht, daß mehr Telegraphenstangen am Wege auf-ragen, daß die Bauernhöfe schmucker geworden und ge-steigerteren Wohlstand künden, aber wie ausgestorben, weltentrückt dünkt ihn die Einsamkeit der livländischen Fluren, die er unaufhaltsam durchfährt, und auf denen ihm, während so vieler Stunden kaum, nur hin und wieder, ein Gefährt, ein Wanderer begegnet.

Kling — ling, Kling — ling — — —

Nun wird die Gegend reizvoller, hügeliger. Berg hinauf und hinab schlängelt sich der Weg wie ein weißes Band vor ihm her. Ewald Rehburg, der, tief in Gedanken ver-sunken, viele Werste abgerollt, blickt aufmerksam um sich.

Sie stehen vor dem Ahlenschen Hofeskrug. Einige zwanzig Schritte davon ist ein Mauerpförtchen, das früher immer verschlossen stand. Jetzt fehlt das hölzerne Gitterwerk — der Eintritt ist frei für jedermann.

Zwischen Büschen, die lange keinen Schnitt gespürt, wuchern, wie es ihnen gefällt, führt ein Pfad, und bald steht Ewald Rehburg vor dem Gutshause, das, wie die ganze Umgebung, einen trostlos=unordentlichen, verwahrlosten Eindruck macht.

Der Putz ist fleckig, bröckelt hier und da. In den Dachlukken fehlen Scheiben, ein schlecht befestigter Fensterladen knarrt im Winde.

Ewald sieht empor.

Von diesem Balkon hatten der Mutter Augen die Knaben gegrüßt, wenn sie in tollem Wettgalopp Zirkus um den Rasenplatz machten, und er, mit der Gewandtheit und der Geschmeidigkeit eines jungen Indianers, allerlei verwegene Reiterstücke mit und auf seinem Pferde ausgeführt.

Und auf den Stufen der Vortreppe stehend, hatte auch sein Vater sich über seine firen Jungen gefreut, und lächelnd sie noch aufgemuntert zu immer kühneren Leistungen.

Und das Eckzimmer im zweiten Stock, das hatte man ihm als sein eigenes eingeräumt, als er, vierzehn Jahre alt, zu den Sommerferien nach Hause gekommen, und dahinein hatte er sich alles zusammengetragen, was er im Jagdeifer, in knabenhafter Sammelwut auf seinen Streifereien entdeckt und erbeutet.

Durch den ungepflegten Garten — für den früher seine Mutter soviel sorgendes Interesse gehabt! — und durch ganz verwachsene Parkanlagen schreitet er weiter und weiter, und Bild auf Bild, Szenen aus seinem Kinderleben, seinen

Knabenjahren erstehen vor ihm, mit grausam-scharfer Deutlichkeit.

Dies war sein und seiner Geschwister Spielplatz. — —

Wie fröhlich schwangen sich die Kinder, besonders wenn die Ruhenseeschen Cousinen zu Besuch gekommen, im Rundlauf, schaukelten sich gegenseitig hoch und immer höher hinauf, turnten an Reck und Barren, und auf dieser alterstaugrauen, morschen Bank, die nur noch schräg sich auf einem halbverfaulten Pfosten stützt, saß, mit frohen Augen ihre Spiele bewachend, ihren Übermut in Schranken haltend — seine Mutter! Auf jenem, aus einem Mühlstein gefertigten Tisch war ihm zum zwölften Geburtstag beschert worden — ein Sattel, eine Flinte, ein Messer, das er noch besitzt, und mit dem er damals gleich — zur Erinnerung — seine Initialen in die große Eiche dahinter eingekerbt.

Da sind sie noch zu sehen, das „E“ und das „R“ — gewachsen mit dem Baum, dessen Rinde sich weitete.

Und dort, tief im Lannendickicht, da hatten sie sich ein Blockhaus bauen dürfen, und hatten da gehaust wie Pioniere der Kultur im Urwalde, mit allerlei aufregenden Abenteuern, zu denen Lederstrumpfs Erzählungen ihnen die Vorbilder geliefert.

Mein Gott — war das alles wirklich einmal?!

Er lehnt den Rücken an den Stamm der Eiche und blickt gedankenverloren vor sich hin. So lebendig wird alles vor seinen inneren Augen, daß ihm ist, als ob auch die Gestalten derer, die nicht mehr sind, an einer Wegbiegung ihm entgegentreten müßten. — — —

Immer verwahrloster, wilder wird der Park, und da, auf einer Anhöhe, das Aussichtstempelchen, das war seiner Eltern, besonders seiner Mutter Lieblingsplatz gewesen. Da



sah man, über Felder und Wiesen hinweg, weit übers Land, bis zu den in der Ferne blauenden, waldigen Berglinien.

Hier zeigte nur der Weg Arbeit von Menschenhand, sonst war ringsum Urwaldwildnis, üppiges Unterholz, hochragende Birken und Kiefern — und Friede und Ruhe!

An dieser Stelle hatte seine Mutter ihn so manches Mal ernst und tieftraurig angeblickt und ihn ermahnt, andere Wege zu wandeln, Gottes Gebote vor Augen und im Herzen zu halten, auf Rat und Warnung zu hören — hier hatte er ihr zum letzten Male gegenübergestanden, denn in der folgenden Nacht hatte er unbemerkt und für immer das Vaterhaus verlassen! — —

Und auch jetzt treibt es ihn fort, er hat genug gesehen!

Nur fort aus diesen Grenzen, von diesem Flecken Erde, der ihm wie entweiht erscheint durch fremde Besitznahme. —

Er kehrt zum Krüge zurück, besteigt den Postwagen. Das Gefährt rattert über schlechtes Pflaster, rollt weiter Werst um Werst. Und jetzt erreicht er — den Ahlenschen Wald! Er will seinen Augen nicht trauen. Welch eine grauenvolle Verwüstung bietet sich seinen Blicken dar.

Ja, das war der Ahlensche Forst, einer der ältesten, geschontesten in der Gegend, seines Vaters, ihrer aller Stolz.

Die ganze Pracht des nordischen Hochwaldes entfaltete sich hier.

Mit mächtigen Stämmen ragten die Baumriesen empor, die Generationen überdauert, breiteten ihre Wipfel und ihre Kronen zu schattigen, grünen Hallen, zu deren Wölbungen der junge Nachwuchs hinaufstrebte, in üppigem Wachstum.

Und über den Waldeshoden deckte das Farrenkraut seine Wedel und die wilde Himbeere ihr weiches Gezweig, und

in allerlei Farbentönen des Grüns wucherte die Welt der Gräser und schimmernder Moose und glänzender Blätter.

Das Eldorado seiner Jugendjahre war er, dieser Wald! —

Welch eine Fülle köstlicher Freuden barg er. Ritte und Riechepartien wurden dahin unternommen, winterliche Schlittenfahrten bei Vollmondschein, wenn der Reiffrost eine Märchenwelt geschaffen! Und seine ersten Jagderfolge hat er gesehen. Schnepfenstrich und Auerhahnbalz in hellen Frühlingsnächten, Pirsche auf Birkhuhn und Reh, wenn Herbstlaub den Bäumen ein buntschimmerndes Kleid gegeben, das leuchtend in Gelb und in Rot sich abhob vom klaren, dunkelblauen Firmament. —

Ewald ist, als spüre er noch den feuchtherben Geruch der welkenden Blätter, als atme er den Duft der Lannen, wenn Sommerglut brütend zwischen den roten Stämmen stand.

Und wenn der Sturm all das Geäst schüttelte und beugte wie im Zorn, da rauschte es in den hohen Wipfeln wie ein aufgeregtes Meer. Und jetzt!? —

Artbewehrte Menschenhand und durch sie entfesselte Naturkräfte haben hier gewütet. Holzstapel stehen da und dort, behauene Balken, Sleeper liegen umher, angesengt, niedergetreten ist das junge Holz.

Und von wütenden Stürmen mit den Wurzeln aus der Erde gerissen, in halber Höhe geknickt, starren vereinzelt Stämme, ein trauriges Bild der Zerstörung!

Ewald ist, als wüрге ihn etwas an der Kehle.

„Fahr' zu!“ sagt er überlaut, und so herrisch klingt der Befehl, daß der Postillon, zur Peitsche greifend, mit einem schnalzenden, aufmunternden Laut seine Pferde antreibt. Sie legen sich tiefer ins Geschirr, lustig klingelt die Postglocke.

Ewald beißt die Zähne aufeinander.

Fort, auch von hier fort — weiter — die Qual ist ja nicht zu ertragen, — weiter, weiter.

— — — — —
Länger und länger fallen die Abend Schatten. Müde trotten die Postpferde eine Anhöhe hinauf. Ein weiterer Rundblick öffnet sich. Hügelige Waldlinien begrenzen den Horizont. Kling — — ling, Kling — — — ling.

Nun windet sich der Weg den langen Berg wieder hinab. Stärker faßt der Postillion die Zügel, hält die Pferde so scharf zurück, daß sie sich fast auf die Croupe setzen.

Als der steilere Teil der Steigung überwunden, lockert der Kosselenker den Griff, rascher und rascher rollt der Wagen der Talsenkung zu, donnert über eine Brücke.

Im vollen Trabe geht es Hügel hinan und hinab, durch junge Schonungen und wunderschönen Hochwald, und dann — nach einer letzten Wegbiegung, liegt es vor ihm, das Ziel seiner Fahrt — Ruhensee!

Aus üppigen Baumgruppen ragen die Dächer des stattlichen Herrenhofes hervor, und im Goldglanz der sinkenden Sonne schimmern und leuchten die blauen Gewässer mehrerer Seen, die dem Gut seinen Namen gegeben.

Und jenseits des größten, auf dem bewaldeten Hügel, da hat die Rehburgsche Familie ihr Erbbegräbniß! — —

*

*

*

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, das man hat,
Muß scheiden — muß scheiden.
Wie wohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden, ja Scheiden!“

Aus den geöffneten Fenstern der Kirchhofskapelle in Ruhensee schweben die wehmütigen Klänge des Liedes hinaus in den goldigen Sommerabend, getragen von den vollen Tönen eines wunderschönen Alt's.

„Wenn Menschen auseinandergehn,
Dann sagen sie „Auf Wiedersehn!“

Immer mächtiger schwillt die klangreiche Stimme an, um dann im leisesten Piano zu verklingen.

„Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn!“

Rita Rehburg, die älteste Tochter aus dem Ruhenseeschen Hause, und Nora, die sich auf einer der bei den Gräbern aufgestellten Bänke niedergelassen haben, tauschen einen Blick.

„Wie prachtvoll Thildes Stimme sich entwickelt hat“, meint erstere.

„Und wie wunderhübsch phantasiert Erich über Schuberts Litanei.“

Lauter erbraust die Orgel — ein kurzes Vorspiel, und aufs neue setzt die Stimme ein, dunkel und tief:

„Wie sie so sanft ruhn,
Alle die Seligen,
Die gut ihn kämpften, den großen Lebenskampf!
Wie sie so sanft ruhn in den Gräbern,
Bis sie zum Lohne erwecket werden! — —
O, wenn auch wir ruhn, wie alle Seligen,

Die hier bestanden den schweren Lebenskampf,
Dann wirst, Erlöser, du uns rufen,
Aus unseren Gräbern zum ewigen Lohne!“
Sanft ausruhen. Vorbei alles Wünschen, Wollen,
Streben, Leiden, Kämpfen, Quälen, Sorgen — alles
vorbei! — — — —

In Frieden ruhn! — Wie es mitten in Lebensdrang und
Lebensbehauptung und Selbsterhaltungstrieb doch wohl bis-
weilen in jähem Wunsch aufzuckt — Stille werden, stille
sein — für immer! — —

Nora denkt es, während sie mit feuchten Augen auf die
Inschriften zu ihren Füßen blickt.

Auch da sind sie eingemeißelt, die Worte:

„Ruhe in Frieden.“

Und darunter, in goldenen Lettern auf dunklem Granit-
grunde, schimmern die Namen ihrer nächsten Angehörigen.

„Gebhard von Rehburg.“

Ihr einziger Bruder, als Student im Duell gefallen,
hingerafft durch eine kleine Kugel, die Haß entsendet!

Und ihm zu Häupten ruhen Vater und Mutter! — —

Wie das wieder die wehen Erinnerungen, die schmerzende
Sehnsucht weckt! — —

Der Gesang, die Orgelbegleitung sind verhallt. Man hört
die schwere Kapellentür ins Schloß fallen, und Erich Reh-
burg und seine Frau treten zu den Cousinen.

„Danke, Thildchen“, sagt Nora.

„Euch zwei musizieren zu hören, war ein großer Genuß.
Und gerade solche ernste Lieder liegen deiner Stimme so gut.
Aber warum hört ihr schon auf, spendet unseren lauschenden
Ohren so wenig?“

„Erich hat unserer getreuen, aus dem Ruhenseeschen

Gebiet stammenden, Köchin Madde versprochen, ihre alte Mutter, die an einem langjährigen Weinschaden leidet, zu besuchen, und da wir ja morgen vormittag unbedingt nach Riga zurück müssen, wollen wir noch heute abend zu ihr. Bis zum Gesinde, wo sie wohnt, sind nur ein paar Werst. Es wird herrlich sein, in der Abendkühle einen langen Gang zu machen, so einen richtigen landschen Spaziergang, wie er in Riga unmöglich zu haben ist. Wollt ihr nicht mitkommen?“

„Nein, wir bleiben noch etwas hier, nicht wahr, Nora? Ihr zwei werdet uns ja nicht vermissen . . .“

„Kann schon sein!“ wirft Thilde lächelnd ein.

„Und ich habe Nora noch gar nicht für mich allein gehabt“, fährt Rita Rehburg fort.

„Auch sie behauptet, durchaus schon übermorgen nach Derbiten zurückkehren zu müssen.“

„Muß ich auch. In ein paar Tagen treffen unsere Sommergäste, die Ilgenschen und Sessenschen, ein, und ich möchte Lante Betsy bei den nötigen Vorbereitungen zu ihrem Empfang nicht ohne Hilfe lassen.“

„Nun denn auf Wiedersehn, genießt euch — wir wandern ab.“

Arm in Arm entfernen sich Thilde und Erich. Rita und Nora sehen ihnen nach.

„Wie tief glücklich sie sind“, bemerkt erstere.

„Und auch so gefaßt, trotz ihres großen Kammers über den Tod der Mutter.“

„Lante Ina starb so gläubig und ruhig — das ist ein großer Trost, Rita. Und wer, wie Erich und Thildchen, die Pflichten gegen einen geliebten Menschen so voll und ganz erfüllt hat, dem drückt die letzte Trennung auch nicht

den Stachel der Reue ins Herz, welcher den Verlust erst zu einem herb-schmerzlichen macht.“

Ein tiefer Seufzer hebt die Brust der Sprechenden.

„Der Tod ist nicht immer das Schwerste, die Majestät des Todes, die Unabwendbarkeit, macht so still! — Das Vermissten kommt erst später.“

„Ja, Nora, das habe ich auch erfahren, als meine Eltern so rasch nacheinander von uns gingen.“

Quälender, marternder ist die Unrast des Lebens mit seinem Auf und Ab von Wünschen, Hoffnungen, seinem Erwarten . . . und . . . seinem Entsagenmüssen . . .“

„Ja, das Entsagen“, wiederholt Nora mit schwerer Betonung.

Eine Zeitlang verharren die Cousinen schweigend. Die Sonne ist tiefer und tiefer gesunken. Hinter einem Schleier von Birkenlaub und dunklen Tannenzwipfeln brennt das Abendrot in feuerfarbenem Glanz. Unten am See, in den blühenden Büschen, schluchzt süßes Vogellied, und die Natur spricht in Lauten, Düften, Farben von Wiederaufstehen, von ewiger Jugend, von neuem Leben.

„Nur Gefühle, die einst so heiß gelobt, erlöschen, wie aus Tag — Nacht wird,“ denkt Nora, „müssen sterben! — Oder täuscht man sich? — lullt das Leben sie nur ein? Jede Wunde verheilt, vernarbt — auch mit Herzenswunden, mit seelischen, muß es wohl so sein — aber vergessen? Alle Lebenspein? — Nein! Das kann, das wird man nie, und er hat recht, der Dichter, wenn er in seinem „Unvergessen!“ sagt, daß es nur eines Lautes bedarf, der alten Klage —

„Und das Ohr

Nimmt ihn grübelnd still nach innen,

Und das Herz fängt an sich zu besinnen,
Und es sinnt und sinnt, was es verlor.
Und da plötzlich auf aus seinem Schlummer,
Fährt er auf, der totgeglaubte Kummer,
Und sie lebt, sie lebt, die alte Pein!
Was das Menschenherz mit Tränen tränket,
Wird im Strom des Lebens nicht versenket,
Und vergessen ist im Tod allein!“ — — —

Rita hat sich erhoben und macht sich an einem frischgewölbten Hügel zu schaffen, ordnet die Palmen, die Schleifen an dem welkenden Blumenschmuck.

Auch Nora tritt an das Grab.

„Unsere liebe, liebe Tante Ina“, sagt sie bewegt. „Wie unendlich viel hat sie jedem gegeben, der sie gekannt, und was sie geworden und gewesen — eine durch das Leid des Lebens geläuterte Seele — kann einem wohl Vorbild und Ansporn sein. Es ist mir solch ein Trost, daß ich sie noch bei vollem Bewußtsein gefunden, als ich ihretwegen meine Rückreise aus Wiesbaden beschleunigte, und ich werde nie den Ausdruck ihrer Augen vergessen, mit denen sie fragend und horchend immer wieder zur Lüre blickte, als müsse er doch noch kommen, der so sehnsüchtig zurück- erwartete Lieblingssohn.“

„Und hat doch von hinnen gehen müssen, ohne dieses letzte Glück genossen zu haben“, sagt Rita mit umflorter Stimme.

„Glaubst du, Rita, daß dieser verschollene Wetter Erwald noch lebt?“

Aber Rita Rehburgs schönes Gesicht geht ein gequältes Zucken.

„Ich habe es mich wieder und wieder gefragt,“ fährt

Nora fort, „weil — wenn er am Leben — seine Handlungsweise so unbegreiflich ist. Wie unsagbar schwer hat diese Ungewißheit auf seiner Mutter gelastet.“

„Ja, unsagbar schwer“, wiederholt Rita leise. „Arme, arme Tante!“

Ein Unterton vibriert im dunklen Klang der Stimme.

Nora sieht die Cousine, die sich wie müde auf eine Bank gesetzt, forschend an.

„Hast du ihn eigentlich gut gekannt, Rita? Ich meine nicht nur oberflächlich, aber als Charakter. Ihr war't doch viel zusammen in euren Jugendjahren, denn Ahlen grenzt an Ruhensee.“

Ein schmerzlich-wehes Lächeln legt sich um Ritas feingeschnittenen Mund, teilt die blaßgewordenen Lippen. Tränen schimmern in den großen, in die Weite schauenden Augen.

„Ich glaubte ihn gut zu kennen, Nora. Ich war doch mit ihm verlobt! — Wußtest du das nicht?“

„Nein, Rita. Niemals hat mir jemand etwas davon erzählt.“

„Du warst ja damals auch noch ein Kind, und es sollte streng geheim gehalten werden, denn ich war noch nicht siebzehn Jahre alt, und alle die Meinigen waren gegen unsere Verbindung. —

Besonders mein Vater urteilte sehr streng über Erwald. „Er wird dich Kreuzunglücklich machen“, warnte er mich. Auch meine Brüder echoeten in allen Tonarten: „Er ist leichtsinnig, ein unzuverlässiger Charakter.“ „Er kennt nur seine leidenschaftlichen Triebe, keine Lebenspflichten.“ „Er ist ein Spieler — ein zügelloser Gesell.“ „Er hat nichts Nüchternes gelernt.“ Ich schlug alle Vorstellungen in den

Wind, wollte nichts hören noch glauben. Ich sah nur ihn, und nichts schreckte mich.

Er war so anders als die übrigen Bettern und Nachbarsöhne, und gerade das gefiel mir. Keine Durchschnittsnatur, eine glänzende Erscheinung, mit dem Charme, den Geist und Temperament immer haben werden, hinreißend und liebenswürdig, wenn er es sein wollte, chevaleresk, tollkühn, waghalsig. Und so verwegen warb er um mich — gerade allen zum Troß —, das schmeichelte mir.

Auf einem Familientage hier verlobten wir uns, heimlich, an einem Juniabend, wie der heutige. Ach, diese seligen Tage, die folgten. Ich war so unaussprechlich glücklich, dachte nicht an Vergangenheit und Zukunft. Wie in einem Rausch befangen, atmete ich im Glanz der Gegenwart, seiner Gegenwart. Er versprach mir so vieles — sein Schutzgeist, sein guter Engel sollte ich sein. Und ich wiegte mich ein in tausend Hoffnungen, Illusionen. Alle Bedenken bannte seine Nähe. Man ist so töricht, wenn man gläubig liebt. Aber sein Leichtsinn, seine Leichtfertigkeit war stärker als seine Liebe — oder seine Leidenschaft — — Er konnte das Spiel, das unselige Hazardspiel nicht lassen, lebte immer toller, machte immer mehr Schulden. Dann kam der entsetzliche Tag. Ich erwartete ihn zu meinem Geburtsfeste.

Er kam nicht! — — Statt seiner erschien am Vorabend ein Bote aus Ahlen, brachte mir einen Brief, der mich traf wie ein Schlag. „Er wolle ins Ausland, habe alle Brücken hinter sich verbrannt. Man habe verlangt, er solle zu Kreuze kriechen. Unter Kuratel gestellt, mit ein paar Rubeln monatlich als Taschengeld bei irgendeinem Landwirtonkel als Stoppelhopsler einzutreten, eggende Pferde zu beaufsichtigen, Kleetenbücher zu führen, Probemelken zu ver-

anstalten und dergleichen mehr, habe ihm Onkel Eberhard zugemutet, ihm — ebenso ließe sich ein Wolf vor einen Pfug spannen. So könne und wolle er nicht existieren. Und er sei überhaupt die ewige Bevormundung und Erzieherei durch zehn Onkel gründlich satt — er wolle in Freiheit leben, aber ich solle mit ihm fliehen! Er reise voraus nach Riga, werde Schiffsbillette besorgen . . . im Auslande könnten wir uns trauen lassen . . .“

Sie macht eine Pause.

„Und du, Rita? —“ Gespannt fragt es Nora.

„Zwei Worte schrieb ich ihm zurück: „Unmöglich! Lebewohl!“

Konnte ich anders, wenn mir auch das Herz zu brechen drohte. Von solchen romantischen Ereignissen, wie Entführung, Widerstand gegen elterliche Autorität, liest man in Büchern — man malt sich wohl auch solche Situationen aus, aber so etwas tut man doch nicht selbst, jedenfalls nicht unferneins.

Zu dergleichen Kühnheiten fehlt uns Mädchen aus gutem Hause doch der Mut, denn es ist gegen Sitte und Herkommen, und wir haben nur in Tradition, Konvenienz befangene Anschauungen, über die man sich nicht von heute auf morgen hinwegsetzt. Manchmal überkommt's ja auch uns in Trotz und Auflehnung gegen alle diese Fesseln des Althergebrachten, und man möchte sie abschütteln, ein freies Geschöpf sein, das Recht seiner Persönlichkeit behaupten, aber eiserne Bande der Familiendisziplin halten uns. Ganz selbständig handeln — gegen den Willen der Eltern, der Umgebung! vor zwölf Jahren wäre einem das ganz undenkbar erschienen.“

Nora schlingt die Arme um die Cousine.

„Meine liebe, liebe Rita! Wie schwer hast du es gehabt.“

„Ja, grausam schwer — eine verlassene Braut! — —
Das herbstliche Mädchenschicksal!

Erst fieberndes Erwarten von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde — er konnte doch nicht fernbleiben! — Dann Hoffen und Harren, Wochen, Monate hindurch — jahrelang! Immer, immer umsonst. Eine tägliche marternde Qual.“

„Und du hast seitdem nichts von Erwald gehört?“

„Einmal — zwei Jahre nach seinem Fortgehen kam, an mich adressiert, ein Kuvert mit einer amerikanischen Marke, Stempel New York. Es enthielt ein Gedicht in englischer Sprache, das wie ein Abschiedsgruß klang, sonst keine Silbe. Vielleicht war er krank. Seitdem glaube ich, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilt, aber in Sommernächten, an solchen Abenden, wo die Stimmen der Vergangenheit wach werden, noch einmal aufzuckt, was einst so glühend heiß, so himmelhoch geflammt — da wacht es bisweilen auf mit stürmischem Herzpochen, in wildem Hoffen, daß man ihn doch noch einmal wiedersehen wird!“

Mit großen, verlangenden Augen sieht Rita empor, in die Wipfel der Bäume, die im Abendgold glühen.

„Und wenn er wiederkäme, Rita, liebst du ihn denn noch?“

„Ich weiß es nicht, Nora!“

Die Stimme bebte in tiefer Erregung. —

„Manchmal habe ich geglaubt, ich haßte ihn, der mich aus allen Himmeln gerissen, der mich allein gelassen unter Menschen, die mich nicht verstanden in meinem Kummer. Hier auf der Brust trage ich seit damals seinen Ring und den Brief, und so leicht die Last war, wie Bleigewicht hat

sie gelegen auf allem, was wieder sprießen wollte, hat er-
tötet . . .“

Plötzlich, sich unterbrechend, legt sie die Hand ans
Ohr.

„Hörtest du, Nora? Das sind, noch sehr weit, aber deut-
lich, Postglocken. Wenn die Wagen, aus dem großen Walde
herauskommend, den langen Berg rasch herunterrollen, hört
man sie besonders gut.“

„Vielleicht fahren sie bloß vorbei.“

„Nein, dann nehmen die Postillione schon früher, beim
Kalnekrug, jenseits des Sees den anderen Abweg, brauchen
nicht hier am Kirchhof vorbeizukommen.“

Immer lauter, deutlicher tönt der Klang der lustig klingen-
den Glocken durch den stillen Abend. Räderrollen mischt
sich darein.

„Wer kann das sein? Setzt so spät am Abend!?“

„Vielleicht ein Weinreisender. Neulich war auch einer in
Derbiten.“

„Dann trifft es sich gut, daß Bruder Ernst gerade heute
nach Wenden gefahren ist. Er betrachtet diese, ihre weißen
und roten Weine anpreisenden Rheinländer als ein notwen-
diges Ubel — hier muß ja der Weinkeller immer wohl assorti-
ert sein — aber sie sind ihm höchst fatal. Und für uns
alle wäre es heute wohl sehr störend und langweilig, solch
fremdes Element dazuhaben. Ein Abendessen muß man ihm
doch anbieten. Meine Mutter, die sie bemitleidete, pflegte
zu sagen:

„Diese armen Opfer ihres Berufes müssen zumeist mit
dem Unterkommen in Krügen vorlieb nehmen, genießen,
was man ihnen da aufischt, und sind doch oft Söhne erst-
klassiger Handelsfirmen. Alle ihre teuren Marken kann man

ihnen natürlich nicht abkaufen, aber es ihnen gönnen, sich einmal ordentlich satt zu essen.“

Das Pferdegetrappel, das Kling — kling der Glocken ist nun ganz nahe, dann wird es plötzlich still.

Unterhalb des Hügels, auf dem das Erbbegräbnis bezogen ist, reden zwei Stimmen. Einige Augenblicke später nähern sich feste Schritte, ein lautes Aufhusten läßt sich vernehmen, und am Eingang zum Kirchhof erscheint eine hohe, hagere Gestalt, öffnet das Gittertor, tritt herein, den Hut in der Hand.

Wie von einer Feder emporgeschleudert, ist Rita aufgefahren. Starr geworden, entgeistert blicken ihre Augen. —

Diese Gestalt, dieser Husten — unter Tausenden hätte sie sie erkannt.

Leichenblässe überzieht ihr Gesicht.

„Rita!? Um des Himmels willen, was ist dir?“

„Das ist . . . mein Gott, ist es möglich?! — Das ist . . . ja . . .“

Die zitternden Lippen versagen den Dienst. Sie preßt die Hand aufs Herz, sinkt wieder auf die Bank zurück.

„Wo kommt er her? Jetzt! — — — Das ist . . . ja . . . Ewald.“

„Ewald?!“ Nora ruft es überrascht, erregt. Der Genannte ist nahe herangekommen, tritt zu den Cousinen.

„Rita! Du?! — — — Rita!“

In jäher Bewegung hat er nach ihren Händen gegriffen, zieht sie an seine Lippen. Durch ihre Gestalt läuft ein Beben.

Mit dunkel gewordenen Augen, voll aufgeschlagen, sieht sie empor zu dem vor ihr Stehenden. Auch in dem gebräunten Männerantlitz zucken die Lippen.

Nora faßt sich zuerst, fühlt, daß sie sich entfernen, die

beiden allein lassen muß. Sie streckt dem Better zur Begrüßung die Hand hin.

„Du erkennst mich wohl nicht, Ewald? Ich bin Cousine Nora aus dem Krakenorm'schen Hause. Jetzt freilich dürfte ich mich eigentlich nicht mehr so bezeichnen, denn nach Pappas Tode ist Krakenorm in Better Arel's Besitz übergegangen.“

Sich zu Rita wendend, setzt sie hinzu:

„Wenn's dir recht ist, werde ich nach Hause gehen und den Leetisch besorgen. Ewald wird doch etwas genießen wollen. Sagtest du aber nicht vorhin, du habest im Versehen den Gewürzschrank'schlüssel mitgenommen? Willst du ihn mir, bitte, geben?“

Mit zitternden Fingern sucht Rita in ihrer Tasche.

„Ja, da ist er. Danke, Nora. Die Wirtin wird auch noch wach sein.“

Das Abendrot ist verglommen. Sommerdämmerung webt ihre leichten Schleier um die Kapelle und die stillen Gräber, über die einige großen Eichen ihre üppigen Kronen breiten.

Nur die leisen Stimmen der Nacht raunen, und in der Ferne singt, mit süßem Wohlklang, eine kleine Vogelbrust das Lied der Liebe und Treue, die nächtliches Dunkel nicht schreckt.

Stumm, regungslos verharren die beiden Menschen, die sich so viel zu sagen hätten, und die jetzt keine Worte finden.

Nur die Augen tauchen ineinander, Seele sucht Seele.

„Was bringst du zurück?“ „Was lebt in dir?“ fragt Blick um Blick. „Was wurdest du?“ „Was finde ich wieder?“

Ja, das ist er, das ist die Stimme, die einst ihr Herz gefangen! Das ist das Rassegesicht mit seinen charaktervollen Zügen.

Fester, männlicher ist es geworden, Linien hat das Leben hineingezeichnet, die früher nicht darin waren, aber in den Augen flammt noch das alte glutvolle Feuer. — —

Rita hat die Finger verschränkt, wie in innerem Kampf. Sie atmet schwer. Tief innere Erregung schnürt ihr die Kehle.

Verzehrend ruhen Ewalds Blicke auf ihr, umfassen die vollerblühte Gestalt.

Das Trauerkleid läßt sie schlanker, mädchenhafter erscheinen. Üppiges, goldblondes Haar kräuselt sich um die hohe Stirn, legt sich in weichen Wellen um den schmalen, wohlgeformten Kopf. Wie edel stolz sind die reinen Züge. Über der feingemeißelten Nase ziehen die Brauen sich zusammen wie in herber Pein. Und die grauen Augen scheinen größer in dem blassen Oval des Gesichts, schimmern in feuchtem Glanze.

Noch schöner ist sie, mit dem Schmerzenszug um den feinen Mund, als da sie, in der strahlenden Frische ihrer sechzehn Jahre, sorglos und lebensfroh, ein zärtliches Kind, in seinen Armen lag, unbewußt ihres Reizes.

Und ihm ist plötzlich, als sei alles, was dazwischen liegt, versunken, nie gewesen — als sei alles wieder, wie es einst war.

Er tritt näher an sie heran, will sie umfassen.

„Rita!“ — — — —

Sie erschauert, senkt die langen, dunklen Wimpern. Wie sie diesen flüsternden Ton heißer Leidenschaft kennt.

„Rita!“ — —

Auch seine herrischen Augen flehen! — —

„Meine Rita!“

Abwehrend hebt sie die Hände.

„Nicht so, Ewald, ich bitte dich. — — —

Weißt du, daß deine Mutter gestorben ist, nach jahrelangem Siechtum? Wir stehen an ihrem Grabe, in das wir sie hineingebettet, vor drei Tagen. Sie ruht in der Heimerde, die sie so liebte, und zu der sie dich zurückrief in sehnsüchtigem Harren.

Warum, o warum bist du nicht früher zurückgekehrt, hast du ihr das angetan, so lange fortzubleiben?! Nun ist es zu spät für Reue und Bedauern.“

„Laß die Toten ihre Toten begraben, Rita. Was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ungeschehen machen! Und willst du Wahrheit, volle, ungeschminkte Wahrheit . . .“

Er ergreift ihre beiden Hände, hält sie fest in heißem Drucke.

„Nicht zu meiner Mutter — deinetwegen . . .“

Sie hebt die Lider, und ein Blitz flammt über ihn hin.

„Aber, Ewald, um Gottes willen!“

„Ja, deinetwegen,“ wiederholt er, „allein deinetwegen kam ich zurück, als ich erfuhr, daß du nicht eines anderen Weib geworden.“

Unerkannt, auf einer Bank im Wiesbadener Kurpark, hörte ich es erzählen, in einem Gespräch zwischen Onkel Eberhard und Graf Reckenstein — hörte deinen Namen, und da war es, als sprengte etwas in mir die Fesseln — etwas, was das Leben geknebelt und verschnürt und erstickt hatte, aber nicht vernichtet, und ich bin gekommen, um dich zu fragen, ob auch du mir innerlich die Treue gehalten, ob du jetzt . . .“

„Kein Wort mehr, Ewald . . .“

Rita hat sich aufgerichtet, die Augen sprühen.

„Du hast das Recht verschertzt, so zu fragen“, sagt sie leidenschaftlich.

„Nimmst du das wirklich so leicht, was du getan in deiner trotzigen Eigenliebe? Kannst du mir das Vertrauen wiedergeben, das in Trümmer ging, als du mich in meiner Herzensnot so ganz allein gelassen? Wußtest du, fühltest du es nicht, daß meine Liebe — Glauben war an das Gute in dir, und daß die Liebe sterben mußte, als der Glauben wankte . . .“

„Du täuschest dich, Rita, ich kenne deine Augen, und was ich darin gelesen, werden deine Lippen nicht widerlegen. — —

Scheintot ist deine Liebe, aber nicht gestorben und eingefarrgt, das fühle ich, und sie wird auferstehen unter meinen glühenden Küffen . . .“

Wieder macht sie der beschwörende Tonfall der berückenden Stimme erschauern bis ins Mark, wieder umloht sie der versengende Blick, der sie einst bezwungen! — — —

Kann sie sich dem Bann, den seine Persönlichkeit auf sie ausübt, nicht entziehen?! — —

Sie stützt sich schwer auf die Lehne der Bank.

„Nein, Erwald, du täuschest dich. Es ist zu spät, für alles zu spät. — Zwölf Jahre sind eine lange, lange Zeit — du kannst sie nicht auslöschen aus meinem Gedächtnis, die Wirkung ihres lähmenden Druckes nicht aufheben. Wie die Erdschollen in ein geöffnetes Grab fallen und es zuschütten, hat Tag um Tag seinen Staub auf alles gestreut, was einst grünte und blühte in den Hoffnungsstrahlen des Glückes —“

Ihre Stimme verliert den Klang, wird ernst und traurig.

„Jeder sieht einmal die Konsequenzen seines Handelns

vor sich stehen, als das Unabänderliche, das er vielleicht nicht gewollt, aber das die Unerbittlichkeit des Lebens ihm in den Weg stellt — denn jede Schuld rächt sich auf Erden!“

Schweigend wenden sie sich dem Ausgang des Kirchhofs zu. Als er die Gitterpforte geöffnet und stehen bleibt, um ihr den Vortritt zu lassen, sagt sie tonlos:

„Bitte, gehe allein voraus.“

Nach stummer Verbeugung willfahrt er ihrem Wunsch. Regungslos bleibt sie stehen, bis sein Schritt verhallt. — —

Dann, langsam, langsam, als trüge sie eine schwere Last, kehrt sie zu dem frischgewölbten Grabhügel zurück. Da bricht sie in die Knie, und tränenloses Schluchzen erschüttert ihren Körper.

„Er ist wiedergekommen, Tante Ina, dein Erwald ist wiedergekommen.“

Im Vorhaus des Ruhenseeschen Schlosses findet Rita Nora, die zärtlich die Arme um sie schlägt und erregt sagt:

„Welche Überraschung. Ich bin noch ganz zitterig, so ist sie mir in die Glieder gefahren! Man weiß auch gar nicht, wie man sich Erwald gegenüber stellen soll. Die Empörung kocht in einem. Und wie schwer erst für dich, den richtigen Ton zu finden, liebe, arme Rita.“

Die Genannte wehrt freundlich, aber bestimmt ab.

„Bitte, wollen wir heute nichts weiter erörtern.“

Eine tiefe Falte steht zwischen ihren fieberhaft glänzenden Augen, hohe Röthe färbt die Wangen, und ein verschlossener Zug hat sich um die Mundwinkel gelegt, aber die Stimme klingt ganz ruhig, als sie fortfährt:

„Sind Thilde und Erich schon nach Hause gekommen?“

„Ja, sie kamen bald nach Ewald, der übrigens nichts genießen wollte, sich nur Tee in sein Zimmer erbat. Auch Erich und Thilde gingen zur Ruhe, ohne ihn zu begrüßen. Sie ließen dir eine gute Nacht wünschen, und Erich hat dem Diener angefragt, ihn um 6 Uhr zu wecken. Er möchte morgen früh noch einmal ins Gesinde, um einen operativen Eingriff vorzunehmen, durch den er hofft, die alte Waggerwirtin ganz gesund zu machen. Er bat auch um eine Droschke, und ich habe mich angeboten, mitzufahren, um ihm zu helfen . . .“

„Nein, Nora, tue mir den Gefallen, bitte, und vertritt du mich am Kaffeetisch. Bruder Ernst beabsichtigte ja auch schon zum Morgenfrühstück zurück zu sein, so daß du nicht allein die Honneurs zu machen hättest. Und ich begleite Erich, damit er mir Anweisungen geben kann für die weitere Behandlung des kranken Beines.“

„Gut, Rita, ganz wie es dir recht ist. Und nun schlafe wohl. Hoffentlich findest du die nötige Ruhe, mein liebes, liebes Herz.“

Einen Augenblick lehnt Ritas Kopf wie müde auf Noras Schulter, und Noras Hand gleitet lieblosend über den blonden Scheitel.

„Gute Nacht, Morchen, danke.“

Einen langen Kuß tauschen die Cousinen, und dann sucht jede ihr Zimmer auf.

Bald ist alles dunkel und still im Hause. Zwei aber sind noch lange, lange wach.

Der Aufruhr ihrer, bis in die Tiefe aufgewühlten, Gefühle und Gedanken raubt Rita den Schlaf, und auch Ewald findet keinen.

Das Gespräch auf dem Kirchhof hallt in ihm nach.

Immer wieder fragt er sich: „Welcher Unterton zitterte in ihrer leidenschaftlichen Abwehr?“

Ritas edel-schönes Gesicht steht deutlich vor ihm. Und ihre Augen verfolgen ihn, diese großen, leuchtenden, in der Erregung fast schwarz gewordenen Augen, in deren dunklen Tiefen, als unverschleiert Blick in Blick sich versenkte, nicht nur verhaltene Qual gestanden, aber noch etwas anderes — ganz, ganz anderes.

„War es Haß? — — Oder war es Liebe?“

* * *

Nun stehen sich die Brüder gegenüber, diese Brüder, die von Klein auf das Trennende mehr empfunden als das Einigende, und deren Lebensschicksale die Verschiedenheit ihrer Charaktere noch ausgesprochener gemacht. Auch in Erich Rehburgs nach außen gehaltener und verschlossener Natur schäumte das leidenschaftliche Blut, aber schon in der Jugend hatte er die Selbstbeherrschung, die Selbstzucht, als höchste, den Wert des Mannes bedingende, Tugend geschätzt und erstrebt, und stahlhart war sein Gefühl und sein Urteil, wenn es sich um die Grenze handelte, wo leichter Sinn in frivole Leichtfertigkeit ausartete, Genußsucht und Sinnenlust entwürdigende Triebe und Begierden entfesselten, ein rücksichtsloser Egoismus, wie er in seinem Bruder Ewald wucherte, alle Schranken mißachtete und übersprang. — — —

Sie haben sich die Hände nur zu kurzer Begrüßung gereicht, den Blick gleich wieder voneinander gewandt, ohne Wärme, ohne Herzlichkeit.

Nervös dreht Erich an seinen Schnurrbartenden; Ewald, die Daumen im Ausschnitt der Weste, geht auf und ab, da-

zwischen stehendbleibend, um eines der an der Wand hängenden Sport- und Pferdebilder oder die Jagdtrophäen zu betrachten, welche das Schreibzimmer des Ruhenseeschen Hausherrn zieren. Die fahle Beleuchtung eines wolkenverhangenen Himmels erhellt matt den tiefen Raum, in dem Ernst Rehburg, der in der Nacht aus Wenden zurückgekehrt, die Brüder allein gelassen, als ihn ein Diener abgerufen.

In den Morgenstunden ist ein starkes Gewitter niedergegangen, und noch immer rieselt ein feiner Nebelregen fast lautlos herab. Nur hin und wieder tropft es auf das Fensterblech.

Endlich bricht Erich das lastende Schweigen.

„Außerungen brüderlicher Gefühle erwartest du wohl nicht von mir, Ewald. Zwischen uns haben von jeher unvereinbare Gegensätze bestanden, in Ansichten, Anschauungen, Neigungen, — — jetzt aber klappt zwischen uns — als unüberbrückbarer Abgrund — die Verachtung, die mit Abscheu vermischte Verachtung, welche deine Handlungsweise gegen Mama in mir geweckt hat. Ich habe es einmal in bezug auf dich ausgesprochen: „Möge Gott ihm verzeihen, ich vermag es nicht!“ — Jetzt frage ich mich, wie du selbst dir die bodenlose Herzlosigkeit verzeihen kannst, deine Mutter, viele Jahre hindurch, auf ein Folterbett gespannt zu haben, obgleich du doch ganz genau wissen konntest, wie sehr sie sich um ihren Lieblingssohn sorgen würde.

Für mein Pietätsgefühl ist, was du getan, einfach ungeheuerlich, und doch zeigt dein ganzes Auftreten jetzt so wenig Scham und Reue, so wenig Trauer . . .“

„Lassen wir das, Erich . . .“ unterbricht Ewald, einen finsternen Blick auf den Sprecher richtend.

„Ich bin keinem hier Rechenschaft schuldig und erkenne keinen, am wenigsten dich, als Richter an, denn von einem solchen erwartet man immerhin Gerechtigkeit, und die — habe ich bei dir nie gefunden! Du sagst mit Recht, zwischen uns hätten von jeher ausgesprochene Gegensätze in der Charakteranlage bestanden, und ich glaube nicht, daß in den verflossenen Jahren unseres Wesens Kern sich geändert hat. Bei mir bestimmt nicht, und du, scheint es, bist auch geblieben, was du immer warst, ein Moralprediger und Sittenrichter, der sich auf ein selbstgewähltes Piedestal stellt.“

Immer höhnischer wird Ewalds Ausdruck und immer sarkastischer der Ton der Stimme.

„Es ist ja auch viel leichter und bequemer, sich in eine Tugendtoga zu hüllen und zu denken: „Gott sei Dank, daß ich nicht bin, wie jener arge Sünder da“, als sich in ihn hineinzudenken. Übrigens habe ich jetzt weniger als je die Pretension, es jemand hier recht zu machen, besonders nicht den Meinigen, deren sogenannter Liebe immer gefehlt, womit ich allein zu leiten gewesen wäre — das Verständnis für meine Eigenart. Auch meine Eltern sahen mich durch die Brille einer vorgefaßten Meinung . . .“

„Und so wagst du zu sprechen?“ fährt Erich auf. „Du willst dir anmaßen, Vorwürfe zu erheben? . . .“

„Ich maße mir nichts an — ich stelle Tatsachen fest . . .“

Ewald tritt näher an den Bruder heran, Auge flammt in Auge.

„Denn so ist es, viel früher als sie mich, verlor ich meine Eltern, verlor sie im tiefsten Innern, als ich fühlte, erkannte, daß sie mich nicht verstanden, nicht verstehen konnten. Da wurde etwas starr in mir — das blinde Ver-

trauen starb, das ich ihnen entgegengetragen hatte, und konnte nie wieder ins Leben zurückgerufen werden.“

Wieder flutet die heiße Welle lodernder Empörung über Erichs dunkelgewordenes Gesicht, und heftige Worte schweben auf seiner Zunge, aber er drängt die scharfe Entgegnung zurück. Die Gelegenheit zu einer gründlichen Auseinandersetzung wird sich ja wohl noch ergeben, — hier und jetzt ist jedenfalls nicht der passende Ort und die geeignete Stunde zu einer solchen, und er bedauert, daß er sich hat hinreißen lassen, jahrelang aufgespeicherten Groll und tiefe Erbitterung, die des Bruders plötzliche und unerwartete Rückkehr aufgewühlt, in dieser Form Ausdruck zu geben.

Und als seien gleiche Erwägungen auch Ewald gekommen, hat er, die Stimme senkend und den Ton ändernd, hinzugesetzt:

„Doch wozu sage ich das alles? Es war nicht meine Absicht, alte Geschichten auszugraben, — an die Vergangenheit zu rühren — die ist abgetan für mich. Schon längst! — — Nur noch eine Frage. Was wurde aus meinen Sachen, Büchern, Möbeln, Gewehren, Jagdtrophäen, als . . .?“

Nun geht doch ein rasches Zucken über das hagere Gesicht, in dem bis jetzt keine Muskel Erregung gezeigt hatte.

„Als Ahlen verkauft wurde?“

„Auf Mamas Wunsch wurden alle Möbel, die wir nicht für die Wohnung in Wenden brauchten, hier abgestellt, alle die dir gehörigen Sachen aber in Kisten verpackt, nach Derbiten gebracht. Onkel Eberhard war so freundlich, das zu erlauben.“

Du wirst dich also mit ihm in Verbindung setzen müssen, um sie zu bekommen. Er wird dich ja auch erwarten, wenn er hört, daß du im Lande bist.“

„Kann mir schon denken, daß er das wünschen und mir wieder manches zu sagen haben wird.“

Um Ewalds Lippen legt sich ein spöttischer Zug.

„Ist er noch immer der Familienpapst, von dessen Urteil der Wert oder Unwert der Neffen abhängt, und der die Wage der sogenannten gerechten Schätzung in seinen Patriarchenhänden hält.“

Erichs Brauen ziehen sich in Unmut zusammen.

„Ich verehere Onkel Eberhard viel zu sehr, als daß ich dir gestatten möchte, in solcher Art und Weise und in diesem Ton von ihm zu sprechen.“

„Ja,“ kommt es höhnisch von Ewalds Lippen, „du warst immer so ein echter Rehbügel, dem die Onkel Idealvorbilder waren. Mit Musterneffen, wie du von jeher einer zu sein verstandest, sind sie ja auch stets glimpflich umgegangen — nur solch unverbesserliche, verstockte Sünder und hartgesottene Erzbösewichte, wie ich ihrer Meinung nach einer war, fanden keine Gnade vor ihren gestrengen Augen. Die wurden in Grund und Boden verdammt und wußten selbst eigentlich nicht recht warum. Das war hierzulande immer so — der eine wurde in den Himmel erhoben, der konnte alles, verstand alles, und der Tugend Menge zierte ihn, und am anderen ließ man kein gutes Haar, und zum meist war weder die Aburteilung, noch die Lobpreisung gerecht und verdient. Aber durch den Wahrspruch dieser Unfehlbaren im Lande, à la Onkel Eberhard, war der Betreffende geacht auf Lebenszeit. Trotzdem sollte er ihr erzieherisches Getue und Gehabe als pure Familienliebe empfinden . . .“

In Erichs dunklen Augen blitzt sprühender Zorn.

„Und sie war es auch. Jedem wurde die Mißbilligung

zuteil, die er verdiente. Du aber wolltest nur Beschönigung deiner Handlungsweise, sahst nie dein eigenes Unrecht ein, und bist den Pflichten und Rücksichten, die man seinen Angehörigen und seinem Lande schuldig ist, kühl pfeifend aus dem Wege gegangen, hast die heiligsten Moralgesetze mit Füßen getreten . . .“

„Ach, bitte, so lasse doch die Phrasen, Erich . . .“

Ein fatales Lächeln spielt um Ewalds Mundwinkel.

„In die Schablone des braven Livländers von Gottes Gnaden paßte ich eben nicht hinein, und für Familienverkrügelung hatte ich erst recht nichts übrig. Jedenfalls habe ich seinerzeit vor dieser Art Familienliebe Reißaus genommen, und sagte dir schon vorhin, ich hätte nicht die Absicht, mich ihr zu unterwerfen, mich von irgend jemand maßregeln zu lassen . . .“

Ernst Rehburgs Eintritt unterbricht das Gespräch, in dem Rede und Gegenrede immer heftiger aufeinanderprallt.

„Bitte, Ewald,“ sagt er schon in der Türe, „komm schnell mit. Du verstandest immer viel von Pferden und kannst mir vielleicht einen guten Rat geben. Eins meiner besten Pferde ist an Kolik erkrankt. Wir haben mit dem Stallpersonal schon allerlei versucht, aber mir scheint die Sache böse zu stehen.“

Und sich zu Erich wendend, fragt er:

„Bleibt es wirklich dabei, daß Thilde und du schon heute fortfahrt? — Gebt doch einen Tag zu“, will er überredend hinzufügen, aber ein Blick in die finsternen Mienen der Brüder, die auf alles andere, als auf ein gemütliches Zusammensein hindeuten, lassen ihn statt dessen äußern:

„Ihr solltet mit anderen Pferden fahren, und im Stall

ist alles bereitgestellt. Thilde und du haben nur zu bestimmen, wann der Wagen vorkommen soll.“

„Ich werde Thilde gleich fragen, wie weit sie schon mit dem Einpacken ist.“

Und ohne ein weiteres Wort verläßt Erich das Zimmer.

„Dich aber lasse ich noch nicht sobald fort, Ewald,“ sagt der Hausherr im Hinausgehen, „du mußt unbedingt meine, in einem neufundierten Weithof untergebrachte patente Anglerherde sehen, und die ausgedehnten Koppeln, die ich mir auf den Flußwiesen eingerichtet habe. Da stehen auch meine vierjährigen Füllen — vier Schimmel und ein paar Füchse — ganz famose Biester, die ich zur Ausstellung nach Wenden schicken will. Hoffe einen guten Käufer zu finden. Halb Livland kommt da zusammen. Diese Sajufschana mußt du unbedingt mitmachen. Kannst dort viele alte Bekanntschaften erneuern, wieder Fühlung im Lande gewinnen. Und an einem sehenswerten Damenflor wird es auch nicht fehlen. Im Wendenschen und Wolmarschen gibt es einige Güter, die treiben förmlich Luxus mit bildhübschen Töchtern. Und von jeher warst du Kenner auf diesem Gebiet.“

Mit seinen listigen kleinen Auglein zwinkernd, schießt der Sprechende zu Ewald hinüber.

Ernst Rehburg ist ein angehender Bierziger, mit einem runden, etwas zu feistem Gesicht, das aber zu der gutmütigen Bonhomie seiner ganzen Erscheinung paßt und beiträgt.

Mittelgroß, stämmig, laut sprechend — trotzdem weit entfernt von Vulgarität in Ton und Wesen, ist er sehr grand seigneur in Gesten und Mütren. Besitzer eines ausgedehnten Güterkomplexes, sehr reich, treibt er, neben intensiver Landwirtschaft nach modernen Prinzipien, allerlei

kostspielige Liebhabereien, beschäftigt sich mit der Zucht verbesserter Viehassen und reinblütiger Pferde, interessiert sich für Kenn- und Sportfragen.

„Bleibe doch bis zum Beginn der Ausstellung hier, und dann fahren wir zusammen hin. Was hast du denn für Eile?“

„Danke, Ernst. Wenn es — Rita und dir recht ist, komme ich wieder. Jetzt muß ich zuerst nach Derbiten. Erich hat mir mitgeteilt, daß Onkel Eberhard mir allerlei abzugeben hat.“

„Auf ein paar Tage kommt es doch nicht an“, will Ernst Rehburg überredend erwidern, aber ihm kommen auf einmal Bedenken, und er spricht die schon auf der Zunge schwebenden Worte nicht aus.

Ein leichtes, kaum merkliches Zögern in Ewalds Stimme, bevor er Ritas Namen genannt, hat ihn, den Bruder, stutzig gemacht. Ihm fallen plötzlich die „uralten Geschichten“ ein, wie er sie in seinem Sinne bezeichnet, die Ritas gleichmäßig ruhige Haltung und ihr Benehmen dem einstigen Verlobten gegenüber ihm nicht ins Gedächtnis zurückgerufen hatten.

„Unmöglich,“ sagt er sich, „das alles ist doch schon längst verjährt und abgetan. Es war ja nur eine Backfischschwärmerei. — Aber sicherer ist sicherer.“

Weder wissentlich noch unwissentlich will er seinem guten Schwesterchen, der treuen Gehilfin in seinem Junggesellenleben, einen vielleicht unliebsamen Gast ins Haus laden.

„Wer kennt sich jemals ganz aus in einem Frauenherzen?“ schließt er seinen Gedankengang, und statt seine Aufforderung zu wiederholen, meint er, freundlich zustimmend:

„Gewiß, Ewald, mache es doch ganz, wie es dir am

richtigsten dünkt. Natürlich ist es notwendig, daß du Onkel Eberhard bald aufsuchst, da deine Mutter ihn zum Testamentsvollstrecker bestimmt hat, und er überhaupt in allen Familienangelegenheiten mit zu raten und zu taten liebt. — Ich wüßte wirklich nicht, was die Rehburgs ohne dieses Drakel anfangen würden . . . Sieh doch, wie die arme Stute sich quält“, setzt er in verändertem Tonfall hinzu.

Die Bettern haben den Stallhof erreicht, in dem das erkrankte Pferd im Schritt herumgeführt wird.

Dank Ewalds Ratschlägen und den von ihm veranlaßten Anwendungen ist es gelungen, die schöne englische Stute zu retten.

Als die Bettern aus dem Stall treten, schwingt sich gerade ein Kutscher in tadelloser Livree auf den Bock einer eleganten Halbkalesche, vor die ein Viererzug Kappen gespannt ist. Die aus den fliehenden Wolken hervorbrechende Mittagssonne spielt auf den silbernen Beschlägen der Geschirre und den wie Seide glänzenden Rücken der jungen, schlanken Pferde, die mit federnden Schritten und stolz getragenen Köpfen an den stehengebliebenen Herren vorbeikommen. Der glückliche Besitzer strahlt über das ganze Gesicht, als er Ewald auf alle Vorzüge des Gespannes aufmerksam macht.

„Kapitale Tiere — nicht, Ewald? Besonders die an der Deichsel. Aber auch das linke Spitzpferd. Sieh die Biegung des Halses und die Fesselgelenke. Viel arabisches Blut, aber Träberformen. Gehen einen großartigen Trab — haben viel Temperament und sind doch lammfromm, halten unsere steilsten Berge so gut, daß die ältesten Lanten keine Angst haben, mit ihnen zu fahren. Der Kutscher hat eine weiche Hand, aber ich habe mich auch viel mit ihnen ab-

gegeben. — Kaufte sie als Füllen von Trostberg=Essen. Es sind Nachkommen von seinem berühmten Four in hand, mit dem er seinerzeit seine junge Frau — unsere Cousine Erika — aus Derbiten heimholte. Wie die Zeit vergeht! Das sind nun auch schon bald zehn Jahre her. War ein Riesentahoi damals in Derbiten. Doppelhochzeit. Inga und Werner Ilgen heirateten ebenfalls an dem Tage! Schade, daß du die Festivität nicht mitgemacht hast, war großartig gelungen nach allen Seiten hin, wie Onkel Eberhard mit seiner Maxime: „Wenn schon — denn schon“, und von Tante Betsy unterstützt, dergleichen zu inszenieren versteht . . . ah, Cousine Thilde — schon im Hut und Staubmantel? Entschuldige, daß ich meinen Hausherrnpflichten so schlecht nachgekommen bin, ich wollte . . .“

„Aber, Ernst, das ist doch selbstverständlich, daß du bei dem kranken Pferde bleibst. Wie geht es ihm?“

„Wieder ganz fix. Wir haben, auf Ewalds Rat, mit einem feuchten Kartoffelsack und ein paar wollenen Decken einen Umschlag gemacht. Das hat famos geholfen.“

„Wie mich das freut. Es wäre doch wirklich zu schade gewesen, dieses edle Vollblut so zu verlieren.“

Dann reicht Thilde dem Schwager die Hand.

„Auf Wiedersehn, Ewald. Du besuchst uns doch in Bilderlingshöf, wohin wir in den nächsten Tagen übersiedeln? Ich möchte dir unseren kleinen Richard vorstellen!“

Der Abschied der Brüder gestaltet sich noch kühler, als die Begrüßung am Morgen gewesen, und bald ist der abfahrende Wagen den Blicken der Zurückbleibenden entschwunden.

„So, Ewald, nun wollen wir frühstücken, und dann kutsche ich dich selbst mit ein paar Zuckern — feurige Racker,

die täglich Bewegung brauchen — bis zur Station Roggen-
thal, damit zugleich einen Besuch bei den Reckensteins ver-
bindend. Vielleicht trinkst du dort mit mir den Kaffee, bis
deine Postpferde gespannt werden. Der Graf kam vor
kurzem aus dem Auslande zurück, und die alten Herr-
schaften freuen sich über jeden Besuch.“

„Danke, Ernst. Wenn du mich trotz schwüler Hitze
20 Werst Kutschen willst, so ist das sehr nett von dir, aber
zu den Reckensteins möchte ich heute lieber nicht. Ich komme
sonst zu spät in Derbiten an.“

Rita, die sich mit Nora am Riesenbouquet, das den Rasen-
platz vor der Anfahrt ziert, zu schaffen gemacht, hebt
lauschend den Kopf. Sie ist sehr blaß geworden.

„Er fährt fort“, denkt sie. „Gott sei Dank — meine
Kraft ist zu Ende.“

Laut aber sagt sie, sich zu den Herren wendend:

„Willst du eine Speisepaudel mithaben, Ewald, oder
vielleicht vor der Abfahrt Kaffee?“

„Nein, danke, nichts — Rita.“

Er beherrscht seine Stimme nicht ganz. Etwas wie ein
Flehen liegt im Ton, als er den Namen nennt. Sekunden-
lang sehen sich beide voll an.

In seinen aufloodernden Augen liegt drängende Bitte, in
den ihren ernste Abwehr. Noras Arm nehmend, entfernt
sich Rita in der Richtung zum Garten.

Ernst hat Ewalds Blick bemerkt.

„Gut, daß er nicht bleibt“, denkt er, „in beiden ist die
Ruhe nur äußerlich.“

* * *

Wolkenbruchartiger Regen strömt vom Himmel hernieder, als Ewald in Derbiten einfährt, und wie durch einen Schleier sieht er die ihm wohlbekannte Umgebung des schönen Herrenhofes. So oft ist er als Knabe und Jüngling in diesem gastfreien Verwandtenhause zu Besuch gewesen, und ganz unverändert dünkt ihm auch hier alles. Vielleicht, daß die Tapeten andere Muster, die Möbel andere Bezüge zeigen, aber sie stehen an ihren alten Plätzen, und den modernen Ideen von behaglicherer Ausstattung ist nur durch mehr Portieren und weiche Sophas und Lehnstühle Rechnung getragen. Und als der alte Diener Peter, ein Inventarstück des Hauses, meldet, daß der Tee serviert sei — da ist ihm, als habe er noch vor kurzem an diesen, mit feinem Damast gedeckten Tisch gefessen, auf dem das wappengeschmückte Majoratssilber die ihm bekannten Formen trägt, das landesübliche Weißbrot sich auf den Tellern häuft, und er fühlt den Hauch altgewohnter baltischer Sitte ihn umwehen, etwas von der Tradition, der man in diesem Rehburgschen Stammgute stets treu gewesen.

Und selbst in seiner augenblicklichen Gemütsverfassung fallen ihm die Merkmale gediegenen Wohlstandes und harmonischer Lebensführung auf breiter aristokratischer Grundlage wieder angenehm auf, welche im Verein mit der warmfreundlichen Art und Weise, die dem Hausherrn und der Hausfrau eigen, eine Atmosphäre der Behaglichkeit schafften — jedem Besucher den Aufenthalt unter dem hochgiebligen Dach zu einem äußerst anheimelnden machten. Heute aber liegt es wie ein Bann auf der kleinen Tafelrunde, und keine gemüthliche Stimmung will aufkommen.

Der Empfang seitens der alten Verwandten hat einen, ihrem jovialen und heiteren Naturell nicht entsprechenden,

frostigen Charakter getragen, und Ewald fühlt deutlich die Abwehr und mangelnde Herzlichkeit in Ton und Haltung. Das Gespräch über Fahrt, Hitze, Wetter, Gesundheit spinnt sich nur matt fort, und die Spannung löst sich erst, als im Laufe der Unterhaltung der Landrat, welcher sich gern sprechen hört, von seinen Jugendjahren und vielfachen Reise-reminiszenzen zu erzählen beginnt. Er ist weit herumgekommen in der Welt, hat mit offenen Augen Länder und Leute studiert, weiß das Erlebte und Gesehene lebhaft und anschaulich zu schildern.

Als die große Mahagonistanduhr — auch ein durch Generationen gehegtes Erbstück — die zehnte Stunde verkündet, fordert Eberhard Rehbarg seinen Neffen auf, der Tante „Gute Nacht“ zu sagen und ihm in sein Schreibzimmer zu folgen, um gleich einiges Geschäftliche zu erledigen, da er am folgenden Tage mit Graf Riesen-Dohlenburg, der sich schon zum Mittagessen angemeldet habe, nach Wenden fahren müsse, in Ausstellungsangelegenheiten.

Im behaglichen Kabinett brennt schon die hohe Lampe, und im Kamin prasselt, in Anbetracht des feuchten Wetters, ein lustiges Feuer.

„Willst du eine Papyros oder eine Zigarre, Ewald?“

Dem Neffen einige Kästchen zuschiebend, tritt der Landrat an den feuerfesten Schrank und entnimmt ihm eine Mappe und eine Kassetten, deren Inhalt er geschäftig vor sich ausbreitet, während er am Schreibtisch Platz nimmt.

„So, da wären zunächst alle Papiere, Belege und Rechnungen, die auf dein Jugendleben Bezug haben. Dein Vater hat sie mir vor seinem Tode selbst abgegeben, und ich habe auf Wunsch deiner Mutter auch die Liquidierung aller deiner Schulden weiter und zu Ende geführt.“

Sie sind bis auf die letzte Kopeke getilgt, aber natürlich wurde mit den Bucherern umgegangen, wie sie es verdienten.

Hier ist auch ein Brief, den deine Mutter mir im März dieses Jahres, wo ich sie zuletzt sah und sprach, für dich abgab. Sie hegte bis zuletzt die felsenfeste Zuversicht, daß du am Leben, und über kurz oder lang den Weg in die Heimat zurückfinden würdest, oder daß es mir schließlich gelingen könnte, deinen Aufenthaltsort zu ermitteln.“

Ewald hat schweigend zugehört und schweigend nach dem ihm gereichten Kubert gegriffen, versenkt es langsam in seine Brusttasche. Nur ein rasches Zucken geht über sein Gesicht, als er die Schriftzüge der Adresse erblickt.

„Mich dünkt,“ fährt der alte Herr ernst fort, „du bist eben hart gestraft, durch das herbe Bewußtsein, zu spät gekommen zu sein — deiner armen Mutter nicht die letzte Freude in ihrem schwergeprüften Dasein verschafft zu haben, deshalb will ich auch heute nicht bei der so naheliegenden Frage nach einer Erklärung deiner, durch so viele Jahre hindurch, rätselhaften, ja unqualifizierbaren Handlungsweise verweilen, und auch nicht zurückgreifen auf deine frühere. Wie ich sie beurteilte, wird dir ja wohl noch erinnerlich sein, von unserem letzten Gespräch her — hier in diesem selben Zimmer! Wir wollen also gleich auf meine Rechnungsablegung übergehen. In dieses Kontobüchlein . . .“

„Entschuldige, daß ich dich unterbreche, Onkel Eberhard . . .“

Ewald, der, auf und ab gehend, immer wieder den tiefen Raum vom Fenster bis zum Ofen durchmessen hat, ist vor dem Sprechenden stehen geblieben. Zwischen seinen dunklen Brauen hat sich eine tiefe Falte gegraben.

„Ich hätte dieses Thema wahrlich nicht berührt, aber da du selbst auf die Vergangenheit zurückgegriffen, so möchte ich dir doch dieses eine sagen, ohne dieses Gespräch, auf das du anspielst — und das ich nicht vergessen habe, denn so etwas vergißt man überhaupt nicht — wäre vielleicht, ja, wahrscheinlich, alles anders gekommen, als es kam.“

Der Onkel, der in den vor ihm liegenden Papieren geblättert, hebt den Blick und sieht seinen Neffen erstaunt fragend an.

„Wieso, Ewald? Ich verstehe dich nicht recht! Was meinst du eigentlich mit deinen Worten? Welcher Zusammenhang könnte da wohl bestehen?“

„Dieses Gespräch, Onkel Eberhard, wirkte wie der Tropfen, der bekanntermaßen im gegebenen Augenblick das Überfließen zur Folge hat. Auf dem Gebiete des Gefühlslebens kommt dergleichen auch vor, wohl häufiger, als man glaubt. Der Anlaß zu dieser entscheidenden Unterredung zwischen uns war die, an dich gerichtete, inständige Bitte meiner Mutter mit dem, euer aller Meinung nach, ungeratenen Sproß des Ahlenschen Hauses ein ernstmahnendes Wort zu reden, und du hattest mich herziitert, um mir die Leviten zu lesen. Das tatest du denn auch in der gründlichsten Weise — was du mir aber während dieses moralischen Inquisitionsverfahrens so ausgiebig an den Kopf warfst, das gab den Rest, schnitt das Band zwischen den Rehburgs und mir endgültig entzwei. Mit dem berühmten Verweis von Familien wegen, vor dem sich ducken, die sich zu beugen vermögen, warst du an den Unrechten gekommen — ich ertrug ihn einfach nicht.

Unsere vielen lieben Onkel, auch du, Onkel Eberhard,

ihr hattei eine Form von väterlichseinsollender Bevormundung, die alles verpfuschte, weil der Delinquent — damals ich — weniger die persönliche Zuneigung und Anteilnahme spürte, als die Rücksicht auf das Familienrenomme, auf den Namen, diesen Fetisch.“

„Na, höre mal, Fetisch!“

Unmutig wirft Eberhard Rehburg die ausgerauchte Pappros in die Aschenschale.

„Mir scheint, das ist doch ganz selbstverständlich, daß wir Aelteren euch jungen Tollköpfen und Durchgängern auch mal die Kandare anlegen mußten, wenn es darauf ankam, das Wappenschild der Rehburgs blank zu erhalten für künftige Geschlechter. Die Ehre der Familie erfordert das.“

Ein lodernder Blitz flammt aus Ewalds dunklen Augen.

„Etwas Ehrenrühriges habe ich nicht getan, Onkel Eberhard, das wollen wir, bitte, gleich aufs neue festnageln.“

„Nun, sehr ehrenvoll wirst du dein Jugendleben wohl nicht nennen“, sagt der Landrat ironisch. „Aber du hast deine Handlungen immer sehr milde beurteilt, mein Lieber, und es macht mir nicht den Eindruck, als sei dein Gewissen hierin jetzt geschärfter.“

„Komödie habe ich nie gespielt, und Heuchelei war mir verhaßt. Ich war ein Faulenzer, ein Genußmensch, ein...“

„Ein Spieler und Verschwender“, wirft der Landrat mit empörten Augenaufschlag ein.

„Ja, was man so hierzulande einen wüsten Gesellen nennt“, fährt Ewald mit einem kurzen Auflachen fort, „aber so vieles geschah aus Übermut, aus Bravade — und meine leichtsinnigen Jugendtorheiten waren eigentlich doch mehr Auswüchse eines tollen Temperaments, das Übersäumen jungen, heißen Blutes, und brauchten wohl nicht gleich zu

unföhnbaren Schandtaten gestempelt zu werden. Ihr Onkel war't in eurer Jugend ja auch keine Duckmäuser und Tugendbolde — so habe ich seinerzeit munkeln hören . . .“

Unmutig nagt Eberhard Rehburg an seiner Unterlippe und trommelt mit der Linken einen Marsch auf der Tischplatte.

„Na, red' nur aus — dann komme ich an die Reihe.“

„Und ich denke nicht, daß damals, als ihr jung und lebenslustig war't, der ganze Verwandtenclan jeden losen Bubenstreich nach dem Lot wertete — der Familienmaßstab gleich in Aktion trat.“

„Was ist das wieder für ein Ausdruck?“ ruft der Landrat ärgerlich aus.

„Ein sehr treffender, Onkel. Ein bestimmter Maßstab wurde uns Jüngeren angelegt — „so seid ihr! — punktum! und so müßt ihr sein, sonst wehe euch! Zwängt euch in eine Schablone. Seid, wie die Väter waren, alles andere ist von Übel!“

Um das Recht einer jungen Individualität kümmerte man sich nicht. Eigenart, die nicht in die landläufige Form hineinpaßte, duldete man kaum, hatte nur scheele Blicke und spize Bemerkungen dafür.“

Zornesröthe steigt in Landrat Rehburgs ausdrucksvolles Gesicht.

„Welche arge Übertreibung, Ewald. Überhaupt deine Vorwürfe gegen die Verwandtschaft sind weder gerechtfertigt noch hübsch.“

„Zu meiner Zeit war es aber wirklich so, Onkel Eberhard, und glaube mir, ein gut' Teil der Schuld, daß ich so wurde, wie ich mit 21 Jahren war, trägt ihr, die Rehburgsche Sippe. Dieser in Permanenz tagende Areopag

von mißbilligend die weisen Köpfe schüttelnden Dinkeln, und seufzend, in heiliger Entrüstung zum Himmel emporflagen- den Tanten, mit ihrem: „Ein Rehburg wird doch nicht, soll, kann, darf doch nicht!“ hätte auch einen zahmeren, als ich es war, in Harnisch gebracht, machte mich einfach rabiat und fuchsteufel wild. Immer mehr und mehr wurde ich hineingetrieben in einen trotzigem Widerstand gegen jeden Druck und Zwang, immer stärker entwickelte sich in mir der Widerspruchsgeist, der sich nichts vorschreiben, nichts befehlen lassen wollte.“

„Ja, leider“, unterbricht der Landrat und sieht mit traurig-ernster Miene zu seinem Neffen auf.

„Von klein auf warst du eine losbändige, undisziplinierbare Natur, mein Lieber. Trotzdem mußte bei dir, wie bei jedem anderen Kinde, der Versuch gemacht werden, aus dem Eigenwillen den Edelwillen zu entwickeln. Das ist Zweck und Ziel jeder vernünftigen Charaktererziehung, und das haben deine Eltern, haben wir Rehburgs alle, nach Möglichkeit auch in bezug auf dich getan — nach besten Kräften und Ermessen zu tun versucht, lieber Erwald. Bei dir aber schlug es nicht an.

Du sagtest immer nur: „Ich will“ und „ich will nicht“, — daß es daneben ein „ich soll und ich werde, weil ich soll“ gibt, war dir nicht beizubringen.“

„Das stimmt, Onkel Eberhard. Ich wollte nun einmal meine eigene Spur verfolgen, mich nicht gängeln lassen, wie ein Füllen, das an die Longe genommen wird. Über Zäune und über Schranken wollte ich setzen, tun, was mir paßte. So hübsch fromm ergeben und geduldig in der Herde, hinter einem Leithammel her mitzutrotten, dafür war ich nicht geschaffen. Rudelwirtschaft war mir überhaupt unerträglich.“

lich. Ich brauchte Ellbogenfreiheit — auch in geistiger Beziehung. Alles, was ihr für unumstößliche Wahrheiten hieltet, konnte ich nicht nachbeten, rüttelte an ihnen mit ungeduldigen Zweifelsfragen. Damals, als ich mit 22 Jahren fortging, wußte ich wohl kaum, was ich an ihre Stelle auf den Thron setzen wollte, jetzt aber weiß ich es ganz genau — es war das freiere Menschtum, wie sicher einmal die Zukunft es als Recht des Einzelindividuum durchsetzen wird. Keine Autorität anerkennend, frei von Überlieferung, Konvenienz, Pietät, wird der Herr der Erde seine Ziele verfolgen . . .“

„Und dann zur menschlichen Bestie werden“, fällt der alte Onkel seinem Neffen erregt in die Rede.

„Moralisch zugrunde gehen, und die Gesellschaft, die Gemeinschaft der Menschen mit ihm. Was ihr Kinder der Zeit, Nachbeter ungesunder moderner Ideen, mit Freiheit bezeichnet, sind meistens Freiheiten, wie ein skandinavischer Dichter das schon mal scharf und treffend gesagt hat. Wahrhaft frei ist nur der, welcher sich zu binden weiß — eine innerliche Gebundenheit kennt. Allein in der Unterordnung unter den von Moral und Sitte festgelegten Gesellschaftsgesetzen findet das Einzelindividuum den zu einer gesunden Ausbildung seiner Persönlichkeit nötigen Druck und Zwang von außen, ein Hemmnis gegen schrankenloses Ausleben seines angeborenen Egoismus. Und in der Überwindung selbstfüchtiger Triebe zum Besten der Allgemeinheit entwickelt sich das so nötige Gefühl der Solidarität, der Kitt, der die Menschheit zusammenhält, ihren Ausbau ermöglicht. „Einer für alle — alle für einen!“ Dieser Wahlspruch der Livonia, zu der du leider nie gehört hast, gilt für jede Gemeinschaft, Familie, Staat, Völker.“

„Warum aber sollte eine kraftvoll entwickelte Persönlichkeit nicht allein stehen können, Onkel, die Masse nur als Sprungbrett benutzend, nicht als Stütze? Mir scheint, die Welt braucht Herrenmenschen, selbständige, starke Charaktere, — Einzelwillen, die sich den Kuckuck um die Meinung ihrer Umgebung kümmern, wenn es gilt, mit potenziertener Energie neue Ziele zu verfolgen. Solche Naturen lernt man in Amerika kennen, unter den Nachkommen allerer, die sich aus dem mit Überlieferungen gedüngten Boden Europas losgerissen — mit allen Wurzeln — um andere Existenzbedingungen zu suchen und zu finden, wo sie, in frischer Triebkraft, sich anderen Lebensmöglichkeiten und auch ungewohnten Verhältnissen anpassen. Freilich muß man da zuerst aufgeräumt haben mit allerlei alten Idealen, sich lösen von den Fesseln des Herkommens, hinter sich werfen den Wust lähmender Vorurteile, brechen vor allem mit der Tradition. — Hier aber steckt ihr noch so tief im Banne urväterlicher Überlieferungen . . .“

Abwehrend hebt der Landrat die Hand, und die Röthe auf seinem Gesicht vertieft sich.

„Schmähe du mir nicht die Tradition, ich bitte dich. Du und deinesgleichen, das heißt die, durch liberalisierende Tendenzen infizierte, junge Generation, seid sehr rasch bei der Hand, wenn es gilt, dem Geist der Zeit, diesem Geist der Auflehnung, etwas Althergebrachtes hinzuwerfen, wie etwas, das auf den Rehrichthausen gehört, oder in das Meer, wo es am allertiefsten ist.“ —

Eberhard Rehbürgs Stimme wird lauter, grollt in tieferen Tönen.

„Aber noch bedarf die Welt einer gewissen Geradlinigkeit im Empfinden, Denken, Handeln, wie sie sich im Be-

griff der Tradition verkörpert. Sie sichert die Autorität des Bestehenden — das, auf dem Fundament des Gewesenen und Erreichten gegründeten, zu einem historischen Recht Gewordenen — sie ist, richtig aufgefaßt, in Wahrheit das Geheiligte, dem man Ehrfurcht schuldet, weil es sich zu erhalten gewußt in allen Erschütterungen wechselnder Zeiten.“

„Ja, Onkel, das sind so die konservativen Anschauungen, eine Stellungnahme, die den Ausblick auf Zukunftshorizonte hindert, und darüber ließe sich, ganz objektiv genommen, wohl noch streiten, ob im Grunde die Tradition nicht nur etwas Hemmendes bedeutet, Kette ist und Fessel . . .“

„Aber es lohnt sich nicht, darüber zu streiten, Erwald. In solchen Fragen versteht man sich, oder man versteht sich nicht. Da gibt es keine Schräglinien. Und wenn man nicht die Möglichkeit einer Einigung voraussieht, so wird Disputieren zu müßigem Gerede.“

Also lassen wir lieber dieses Thema.“

Der Landrat, der sich in der Erregung erhoben hatte, läßt sich wieder in seinen Schreibfessel zurückfallen und stützt den Kopf wie müde in die Hand.

Eine Weile verharrt er in Schweigen, dann sagt er in vibrierendem Tone, mit traurig-gesenkter Stimme:

„Eigentlich hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß es je mit dir so weit kommen könnte, aber wie es scheint, und wie ich es mit tiefem Bedauern sehe, bist du, durch dein langes Fernbleiben, uns, und unseren Anschauungen hier, vollständig . . .“

„Entfremdet, willst du sagen, Onkel Eberhard. Ja — das bestimmt. Aber das ist wohl keine Folge zwölfjähriger Abwesenheit von Livland, meinem Geburtslande,

sonst müßten ja Reisen den gleichen Effekt haben, und zu-
meist kehrt man ja von einer solchen noch viel lieber heim
— nein, Onkel, die Ursache ist eine viel tiefere.

Schon von Jugend auf war ich euch und allem hier —
wesen s fremd — nur daß es mir damals nicht klar zum
Bewußtsein kam! — mußte darum fortgehen, und —
wurde ein Heimatloser.“

Der Landrat blickt den Neffen lange prüfend an. Der
Zorn ist verflogen. Tiefe Behmut schattet die edlen Züge
des alten Gesichtes.

„Schade, sehr schade, wenn es so ist, wenn du so fühlst
— doch du bist ja kein Kind mehr, mußt mit 34 Jahren
deinen Lebensstandpunkt eingenommen haben.“ —

Der Landrat setzt sich den Zwickel auf und ergreift eins
der vor ihm liegenden Papiere.

„Da wollen wir also nur noch ganz kurz das Geschäft-
liche erledigen. — Es ist auch reichlich spät geworden und
Zeit, zur Ruhe zu gehen.“

Das nach dem Verkauf von Ählen restierende Kapitalver-
mögen deiner Eltern wurde in Pfandbriefen angelegt, und
hier hast du die Liste derer, die nach dem Tode deines Vaters
auf deinen Teil kommen, sowie derer, die ich aus den im
Laufe der Jahre sich sammelnden Zinsen zukaufte.

Von ihrem Bruder Paul Dohmen, der vor sechs Jahren
starb, erbte deine Mutter einige Güterobligationen, die auf
ihren Wunsch gleich zwischen dir und Erich verteilt wurden.
Auf dich entfiel diese hier, eine, auf Therenhof sehr gut
lozierte, von 15 000 Rubel. Solltest du sie lieber verkaufen
wollen, so könnte ich sie dir abnehmen — sagen wir zum
Oktobertermin, da ich dann häufig Vormundschaftsgelder
zu plazieren habe.

Den Betrag des noch nicht angelegten Geldes, welches die Bank mit den üblichen Zinsen verwendet, kannst du aus diesem Kontobüchlein ersehen und jeden Augenblick von mir erhalten, aber nicht hier, sondern nur durch einen Scheck auf die Zweite Rigaer Bank gegenseitigen Kredites — du weißt, Sandstraße, Ecke der Jakobstraße. Sie befindet sich noch immer an der gleichen Stelle wie früher.“

Der Landrat legt die vor ihm liegenden Papiere in die Mappe und die Kassette zurück, schließt sie ab und reicht die Schlüssel Ewald.

„Vielleicht willst du auch alle diese Papiere dort deponieren, oder soll ich sie noch in meiner Verwahrung behalten? Mir ist eines wie das andere recht, nur bitte ich dich, im ersteren Falle, um eine Empfangsquittung, da ich in geschäftlichen Angelegenheiten peinlich genau zu sein pflege. Darin kann die Ordnung niemals zu groß sein.“

„Vor allem, Onkel Eberhard, lasse mich dir danken für deine Mühewaltung und Sorge um das, was du mein Vermögen nennst, ich bin aber nicht nach Livland gekommen, um irgendwelche diesbezügliche Rechte geltend zu machen, und will es auch gleich festgelegt wissen, daß ich keine Kopeke aus meiner Eltern Nachlaß beanspruche. Was also eventuell noch als mein Erbteil zu gelten haben könnte, bitte ich dich, dem übrigen zuzuschlagen, und die ganze Summe auf Erichs Sohn zu übertragen.“

Eberhard Rehburg, der aufgestanden war, um sich an der Lampe eine Papyros anzuzünden, sieht überrascht zu dem Sprechenden auf, der ihn um Kopfhöhe überragt.

„Ja, kannst du denn das? Ist das nicht falscher Stolz, einige 40 000 Rubel so einfach zu verschmähen? Und darf man zum Schluß vielleicht erfahren, von wo du jetzt eigent-

lich aufzutauchen beliebst, womit du dich beschäftigst, wovon du lebst?

Bist du am Ende gar da drüben, jenseits der großen Waschschüssel für Schwindeleristenzen und Schiffbrüchige aller Art, ein Millionär geworden?"

Leichte Ironie liegt in des Onkels Stimme, aber eine noch viel schärfere vibriert in des Neffen Gegenfrage:

„Glaubtest du, ich würde als armer Schlucker zurückkehren, um eventuell Krippenreiter zu spielen bei einer scheelblickenden Verwandtschaft?"

Sich auf eine Ecke des Schreibtisches setzend, fährt Erwald fort:

„Das braucht ihr Rehburgs nicht zu fürchten. Ich habe drüben wirklich gelernt, meine Zeit zu nutzen, und die Weisheit der Amerikaner, daß „Zeit Geld ist“, an mir selbst erprobt. Vielleicht interessiert es dich, auch von den ersten Etappen im Geldverdienen zu hören. Jedenfalls sehr lehrreich und psychologisch bemerkenswert.“

Die Papyros im Mundwinkel, die Daumen in die Westenausschnitte gesteckt, sieht Erwald den Onkel spöttisch herausfordernd an.

„Fangen wir also damit an, wovon ich gelebt habe! Na, eine ganze lange Reihe von Jahren — von Arbeit, aber von der ganz richtigen — ja, ich, Erwald von Rehburg-Ahlen, der Gesellschaftslöwe, von Arbeit mit diesen zehn Aristokratenfingern.“

Er streckt dem Onkel die kräftigen, gebräunten, aber wohlgeformten Hände entgegen.

„Erinnerst du dich der langen Nägel, mit denen ich und die Bettern meines Alters vor 12 Jahren brillieren wollten, und deren Erhaltung manche Stunde aufmerksamer, sorg-

fältiger Pflege erforderte — „Drohnenhände“ — nennt sie der selfmademan, dem ich es verdanke, nicht mehr Eisenbahnkondukteur zu sein, obgleich das noch nicht das Schlimmste ist unter den Lebensberufen, mit denen ich mir die Tagesrationen verschaffte — wenn ich nicht überhaupt ohne blieb.

Nun, diese Krallenfinger hatte ich mir bald abgewöhnen müssen im free Amerika. Solchen Nichtstuerluxus kann sich dort nur der erlauben, den das Schicksal jeden Morgen ein vollgefülltes Portefeuille in der Brusttasche finden läßt. Mein wappengeschmücktes bekam aber sehr bald die Schwindsucht, wurde dünner und dünner. Die paar tausend Rubel, die ich damals mitnahm, als ich so kühn aus Riga abdampfte, waren rasch in alle Richtungen gerollt. Sparen, das bißchen lumpige Geld wohlberechnet ausgeben, das fiel mir nicht ein, lohnte sich nicht. Vogue la galère — es würde sich schon wieder welches finden.

Ein Hoch dem Optimismus, aber da war es denn auch bald danach. „Leer!“ gähnte das Portemonnaie und „leer“ knurrte der Magen. — —

Ein paar Monate später stand ich vor einem Bäckerladen in Broadway und hatte nicht genug Klimperndes, um mich auch nur an Brot satt zu essen. Und jeden Tag ein reines Hemd anziehen zu können, gehörte zu den Träumen der Vergangenheit, wurde das Ziel meines Strebens. Ich versuchte dies und jenes, aber — immer das alte Lied — Angebot und Nachfrage wollten nicht klappen. Ofen heizen und Staub wischen versteht schließlich jeder, aber dann braucht man zwei reine Hemden täglich.“

Grimmiger Humor spielt über das braune, hagere Gesicht. „Zum Glück kam ein Blizzard über New York dahingeraht,

daß einem Hören und Sehen verging. Als aber der Magistrat den Schaden besah, da hieß es: „Schneeschaufeln — alle Mann.“

Sehr erwärmendes Vergnügen, aber unsicheres Einkommen. Der Wettermacher oben dreht etwas an der Windrose — da taut es los, und die erhofften Dollars zerschmelzen mit dem Schneewasser. Aber nun ist man auch schon gewitziger in der Beschaffung von Subsistenzmitteln, versteht alle Chancen auszunutzen, alle seine *advantages* wahrzunehmen, sein Können ins rechte Licht zu setzen.

Billardspiel erweist sich als brotgebende Kunst, ebenso Fechten. Die Kenntnisse im Deutschen und Französischen kommen zur Geltung. Dann — wozu hat man von Klein auf am liebsten auf Pferderücken herumgeturnt, bis man einem Zirkus Ehre gemacht hätte — Jockey und Bereiter. Das paßte mir ganz besonders gut, aber — Hochmut kommt vor dem Fall — keine Chance! Ein böser Sturz mit einem *steeple chaser*! — Hospital! und wieder von vorn anfangen — diesmal Eisenbahnbranche. Und da — Schicksalswendung! — Jugentgleisung — viele Verwundete und Tote. Selbst heil geblieben, einem der Reisenden, dem der rechte Arm gebrochen, beigestanden, aus den rauchenden Trümmern des *sleepingcar* gezogen, Briefe für ihn geschrieben, weil sein Sekretär unter den Opfern der Katastrophe, und kurze Zeit darauf selbst zum Privatsekretär avanciert, bei dem Chef einer Weltfirma in Stahl und Eisen, Herrn Bright, der richtige *businessmen*, trotz seiner Millionen. Seine eigenen Söhne sitzen als einfache Clerks in seinen Bureaus und müssen sich von der Pike an hinaufdienen.“

„Herr Bright?! — So hieß ein Amerikaner, ein kleiner,

untersehter Herr, mit einem glattrasierten, runden Gesicht, der mit einer sehr hübschen Tochter — ganz modernes Genre ihrerseits! — mit uns im Hotel Victoria lebte, als ich im April — Mai mit Norachen zur Kur in Wiesbaden war. Könnte es zufällig der sein?“

„Stimmt. Genau derselbe. Auch ich war damals einige Tage in Wiesbaden und wohnte ebenfalls in Victoria, aber ich hatte mir einen Bart wachsen lassen, trug eine blaue Brille und blieb unerkannt.“

Prüfend sieht der Landrat den Neffen an.

„Nun erinnere ich mich. Ich habe dich mit Brights in der Wilhelmstraße gesehen. — Und bei dem bist du in Stellung?“

„Ja! In ungekündigter Stellung, mit einer Gage von . . .“

Auf des Landrats beweglichen Zügen zeigt sich ein Ausdruck von mit Staunen gemischtem Mißvergnügen.

„Du? — In untergeordneter Stellung?! — — Und das geht dir, einem von Rehburg, nicht gegen den Strich? Das willst du nicht aufgeben? Gedenkst du denn nicht hierzubleiben? Wirfst du wieder nach Amerika zurück?“

„Hierbleiben, Onkel Eberhard? Nein! — Das ist ganz und gar ausgeschlossen. Was sollte ich hier tun und treiben? Sage selbst, als was siehst du mich hier? Für einen Landesposten eigne ich mich doch absolut nicht, und wie lange wird es überhaupt hierzulande noch welche geben? Und Landwirt zu sein, dazu fehlte mir, wie du weißt, von jeher der Drang, lockt mich jetzt noch viel weniger. Vor dieser kombinierten Lebensquälerei habe ich ja seinerzeit die Flucht ergriffen! Schönes Vergnügen, das — sich mit dem lieben Lettenwolf herumzuplagen, das euch übrigens hier bald auf der Nase

herumtanzen wird, wenn die Zeichen nicht trügen. Und das bißchen Gehirnrindensubstanz, das der Himmel einem gnädigst verliehen, anzustrengen, um mit dem Brustton der Überzeugung für rationelle Viehzucht und rationellste Feld- und Wiesenkultur einzutreten, sich für Anglerstiere und Yorkshirer, oder gar Kartoffelsorten zu begeistern, erscheint mir als reinste Kraftvergeudung. Da entspricht Gelderwerb en grand entschieden viel mehr meinem Geschmack.“

„Du meinst doch nicht durch Börsenoperationen, Ewald? . . .“

Der Onkel richtet einen strengen Blick auf den Neffen, um dessen Mundwinkel es wieder malitiös zuckt.

„Durch Spekulation?“ fährt der alte Herr, die Stimme hehend, fort, „und allerhand Hazardgeschichten?“

„Ja, verehrtester Onkel, gerade das wollte ich gesagt haben. Die Firma Bright war eine famose Schule. Überhaupt gibt die amerikanische Geschäftswelt elektrifizierende Beispiele, weckt allerlei latente Begabungen, die sich hier nicht entfalten konnten — hier auch keinen Spielraum finden würden. Was für Gesichter würdet ihr machen, wenn ich es wagte, ein Bankhaus zu gründen — sagen wir Ecke der Kauf- und Scheunenstraße, als dem Zentrum des Verkehrs in der Stadt Riga, oder im Hause Magnus, gegenüber der Börse — mit einem riesengroßen, glänzenden Firmenschild: „Ewald von Rehburg und Compagnie.“ Mister Bright, der mich für ein Finanzgenie hält, wird gleich Teilhaber, wenn ich ihn darum angehe. Geschäfte in ganz großem Stil betreiben — das wäre jetzt so recht mein Fall. Sie versehen in Spannung — in atemraubende Spannung.

Aber so recht mitten drin muß man stehen. Den fiebern-

den Pulsschlag einer erregten Börse in den eigenen Adern wiederpochen hören, das Risiko wie einen prickelnden Reiz in allen Nerven verspüren, das Schwanken der Kurse wie einen täglichen Kitzel empfinden, kaltblütig mit den Chancen der Haussa und Baisse jonglieren, günstige Konjunkturen blitzschnell erfassen und nutzen, schwindelfrei enorme Werte auf eine Karte setzen — ein Rädchen sein in dem ungeheuren Räderwerk der weltbeherrschenden Hochfinanz — das alles hat etwas unbeschreiblich Lockendes, einen undefinierbaren Zauber, der einen nicht wieder losläßt, wenn man ihm mal verfallen ist. Es ist ein Hazardspiel, nur in anderem, in vergrößertem Maßstabe.“

Mit gerunzelter Stirne hat der Landrat zugehört, jetzt zuckt er mit wegwerfender Geste die Achseln und sagt in nachdrücklichem Tone, den Neffen voll ansehend:

„Du schilderst das sehr effektiv, aber ich möchte dir hierauf sagen: Nimm dich in acht, Ewald! Denn das kannst du mir glauben — die Sache hat ihre höchstbedenklichen Seiten. Es liegt in diesem Kampf ums Geld, in dieser Form des Gelderwerbs, hauptsächlich um des Geldes willen, eine große moralische Gefahr, und über kurz oder lang wird man in Amerika, und überhaupt in der Welt, sie und die Folgen zu spüren bekommen. Die sozialen Gegensätze werden dadurch immer mehr verschärft, die Weltkrise, auf die in der modernen Entwicklung alles sich zuspitzt, herangeführt.

Weiß der Himmel, ich bin weit entfernt, den Nutzen des Geldes zu verkennen, und stets gern bereit, jeden Wertzuwachs als von Bedeutung für die Allgemeinheit zu schätzen, denn — insoweit haben die Statistiker zweifellos recht — Armut gebiert nicht nur physische Not, sie schwächt auch die Hemmungszentren, die im menschlichen Organis-

mus die Fähigkeit zum Widerstand gegen die Versuchungen bedingen. Not, hungernde, frierende Armut führt immer zur Verelendung der Massen, zu moralischer Entartung wie zu physischer Verkommenheit, aber — und das ist der springende Punkt in dieser Frage — man soll und darf den Wert des Geldes nur als Mittel zum Zweck betrachten, ihn schätzen nur als Lohn der Arbeit.

Dieses, die Jetztzeit erfüllende — auch schon in Europa leider zunehmende — rastlose Streben und Jagen nach Gewinn, nach materiellen Gütern zum Zweck des Genusses oder der Befriedigung ungesunder Eitelkeit, falschen Ehrgeizes — diese Anhäufung riesiger Vermögen, die in gar keinem Verhältnis stehen zu den faktischen Bedürfnissen eines einzelnen oder einer Familie, die sind wohl kaum möglich ohne eine andere Form von moral insanity — von kränkelndem Gewissen — möchte ich es nennen.

Ich habe nicht viel über Amerika und seine Verhältnisse und Zustände gelesen, auch keine Gelegenheit gehabt, viele dieser Multimillionäre und selfmademen zu sehen — Mister Bright schien mir ein typisches Exemplar der Menschensorte zu sein! — aber was man Amerikanismus nennt, weiß ich doch, und es läßt sich ja wohl in ein Wort fassen, involviert eine gewisse Art von Skrupellosigkeit, die wir Europäer im allgemeinen, und jeder Aristokrat im speziellen, bei der Beurteilung einer Persönlichkeit nicht übersehen können — ein Geschäftssinn, der es den Bürgern dortzulande — im free Amerika, wie du sagst — erlaubt sich über gewisse Grenzlinien hinwegzusetzen, die für uns unübersteigbar sind, und bleiben müssen.

Fraglos sind, bis zu einem gewissen Grade, die Begriffe von Anständigkeit, Sittlichkeit dehnbare, wechseln mit dem

Milieu, aber mir scheint doch, daß es in Geldgeschäften feste Grenzpfähle geben muß, die unverrückbar sind, nicht willkürlich nach eines jeden Gutdünken und Ermessen bald hierher, bald dorthin gesteckt und verschoben werden können, wenigstens — ja insbesondere, maßgebend sind für den Aristokraten, der sich nicht die aller kleinste Unehrllichkeit zuschulden kommen lassen darf. Er soll nicht Bereicherung suchen à tout prix. Und darum bin ich stets der Meinung gewesen, daß unsereins nie und nimmer Kaufmann sein kann.“

„Aber, Onkel Eberhard, ihr adligen Großgrundbesitzer im Baltikum verkauft doch auch ganz vergnügt Ochsen, Pferde, Schafe, Wolle, Spiritus und was auf euren Feldern wächst.“

„Ja, gewiß,“ der Landrat ereifert sich, „wir verkaufen die Erträge unserer landwirtschaftlichen Tätigkeit, aber wir treiben doch keinen Handel. Der Gelderwerb steht doch nicht im Mittelpunkt unserer Lebensarbeit, und beim Aristokraten kommt es viel mehr darauf an, daß er das Geld richtig...“

„Auszugeben versteht“, fällt es sarkastisch von Ewalds Lippen.

„Spotte doch nicht. Standesgemäß leben und sich ruinieren sind zweierlei. Das hättest du dir seinerzeit auch schon merken können, mon eher. Es gibt bei allem die goldene Mittelstraße. Harmonie zwischen Einkommen und Lebensführung. Geldgier ist unvornehm und Geiz unedel. Keine Knauzigkeit und kein Krämergeist, aber auch kein sinnloses Verschwenden, kein Progentum. Sucht und Streben nach äußerem Glanz und Schein ist die Signatur für Emporkömmlinge, die klingende Schätze sammeln, um sich eine Stellung zu schaffen.“

Alteingefessener Adel, der nicht mehr seinen Platz im Leben und im Staat zu suchen und zu erkämpfen braucht, bedarf dessen nicht. Ihm soll anderes Richtschnur sein, ihm soll stets Erhalten und Fördern mehr gelten als Verdienen und Genießen. Aus dem Besitz, dem Reichtum muß vor allem das Streben nach Besserung der Verhältnisse zum allgemeinen Wohl entspringen, wie das befruchtende Wasser aus zu Nutzzwecken aufgestautem, eingedämmtem Strom sich ergießen soll und muß — im rechten Augenblick.

Bernunft und Menschenliebe müssen da den Damm und die Schleuse bilden.

Solche Handlungsweise liegt aber nicht im Geiste der Massen — dazu ist eine höhere Kultur, eine längere Reihe von ethisch durchgebildeten Generationen nötig, in denen allmählich ein zum Ehrgefühl verfeinerter Begriff der Verantwortung, gegen sich selbst als Individuum und als Glied einer von Standesbewußtsein getragenen Kaste, großgezogen worden ist — gerade das, was im Noblesse oblige seinen prägnanten Ausdruck gefunden.

Nicht nur auf Rechte pochen und Pflichten anerkennen und erfüllen, aber sich Verpflichtungen auferlegen!

Gerade in diesem point d'honneur, in diesem Mehr an Forderung, das man an sich selbst stellt, liegt der Wert des aristokratischen Prinzips für die Entwicklung der Menschheit zu immer ausgeprägteren Formen der Veredlung. Nicht Freiherrn- und Grafenkronen machen es, nicht Titel und dergleichen, einzig und allein die Gesinnung ist das Entscheidende. Sie ist es, die dem Adel, immer im besten Sinne des Wortes gemeint, sein Prestige verleiht, ihn seiner Machtstellung wert macht, ja ihm seine Existenzberechtigung gibt. Nicht sich besser dünken als andere

Sterbliche, aber immer und überall besseres leisten, mehr tun wollen, darauf kommt es an.

Mein lieber Vater hatte ein sehr hübsches Beispiel dafür. Ich war 21 Jahre alt, als ich es ihn anführen hörte, und ich habe es nie vergessen. Es ist auch mir Lebensmaßstab geworden. Er unterhielt sich mit einer Cousine, die lange Jahre im Auslande gelebt hatte, über das Verhältnis zwischen grundbesitzlichem baltischen Adel und der Bauernschaft, und sagte wörtlich:

„Immer muß der Edelgeborene das Übermaß geben. Kaufen wir beim Bauern, so bezahlen wir ihm das gestrichene Maß, kauft er bei uns sein Korn, so geben wir es ihm „ar kaudse“, das heißt mit vollgehäuftem Maß! Und diese Handlungsweise, Ewald, entspringt aus dem Gefühl — nicht ein Korn zu wenig darf es sein!“

„So ist der Adel schon längst nicht mehr, Onkel Eberhard“, wirft Ewald ein, mit einem fast mitleidigen Lächeln.

„Aber so müßte, so könnte er sein! Und sicherlich werden nur die Aristokratien bestehen bleiben, auf deren Fahnen diese stolze Devise „Adel verpflichtet!“ glänzen wird.“

Ein neuer Einwand drängt sich auf Ewalds Lippen:

„Bei diesem Standpunkt muß er ja verarmen, und ein verarmter Adel kann das Prinzip des „Noblesse et position oblige“ nicht durchführen“, aber er spricht ihn nicht aus, zögert. Jetzt ist er es, der denkt: „Es lohnt sich nicht, das Gespräch weiterzuführen.“

Auch auf dem Gebiet des Denkvermögens gibt es eine Verkalkung, einen Verlust der geistigen Regsamkeit und Elastizität, der es dem Verstande unmöglich macht, umzudenken. In dem vom Onkel mit soviel Zähigkeit verteidigten

Gedankenkreise ist er aufgewachsen, hat er gelebt. Aus ihm herauszutreten, um die aufgeworfenen Fragen aus einem anderen Gesichtswinkel zu betrachten, vermag er nicht.

Er ist der Repräsentant einer Zeit, zu der aus der Gegenwart bald keine Brücke mehr zurückführen wird — ein Ubriggebliebener aus einer versinkenden Epoche, die das feudal-mittelalterliche noch nicht ganz abgestreift hat. Zwar nicht mehr in Rüstungen aus Stahl und Eisen wehren sich ihre letzten Vertreter, aber die veralteten Ideen tragen sie als Schutzwehr gegen das Wehen einer neuen Zeit. Schwer trennt sich das reife Alter vom Langgewohnten, Vertrauten.

Hoffnungsfreudig, zukunftsgläubig greift jugendlicher Sinn nach dem lockenden Unerreichten.

„Hat dir der Tag was gebracht? So fragt sich am Abend der Jüngling.

„Hat dir der Tag was geraubt? fragt sich der Mann und der Greis.“

Und immer, immer wird es so sein!

Nie können Jugend und Alter sich ganz verstehen — nie ganz einig werden.

Anderen Impulsen gehorchen sie — andere Wegweiser sind ihnen gestellt.

Ein Gegensätzliches, das die Natur selbst schuf, hindert die Annäherung, das Hand-in-Handgehen.

Sie sehen das Panorama der Zeiten in verschiedener Beleuchtung, entgegengesetzten Himmelsrichtungen sind ihre Blicke zugewandt.

Im Morgenglanz leuchtet dem jugendlichen Hoffen, dem kühnen Wagemut die Welt. Erwartungsvoll, in hungrigem Drang nach Erreichung und Erforschung neuer Horizonte, stürmt junges Blut furchtlos hinweg über Abgründe und

Klippen, empor, vorwärts, zu klareren Ausblicken und weiteren Erkenntnissen. —

Überall Hindernisse und versteckte Gefahren fürchtend, zurückschreckend vor zu hastigem Aufstieg in unbekannte Regionen, setzt die Bedachtsamkeit des Alters — an Erfahrung schwer — zögernd einen Schritt vor den anderen.

Und beim Abstieg, der für jeden kommt, der den Gipfel überschritten, ruhen die Alten, müde vom Lebenskampfe, aus, auf dem Erreichten — den Meilensteinen der Weltgeschichte — während langsam ihre Sonne sinkt und ihre Tage dunkeln! — — —

*

*

*

Im Weitersprechen ist der Landrat geschäftig im Zimmer hin und her gegangen, hat den feuerfesten Schrank abgeschlossen, die Fensterläden zugeriegelt und zwei auf einem Nebentischchen bereitgestellte Handleuchter entzündet. Den einen reicht er seinem Neffen.

„Nun ist es wirklich hohe Zeit, zur Ruhe zu gehen, Ewald. Bald schlägt es Mitternacht. Für uns Landsche ist das schon weit über die Polizeistunde. Komm, ich begleite dich nur noch hinauf. Du schläfst in der oberen Etage, im sogenannten Neffenzimmer.“

„Aber, Onkel, bitte, bemühe dich nicht. Ich finde doch allein den Weg — kenne mich hier ja aus.“

„Nein, mein Lieber, laß mich nur mitgehen! Das ist gut' altlivländische Sitte, den Gast zu geleiten und sich zu vergewissern, ob da, wo er nächtigen soll, alles in Ordnung ist. Mir macht eine Treppe mehr oder weniger am Tage nichts aus, besonders nach der Wiesbadener Kur, die mich wieder ganz gelenkig gemacht hat.“

Durch eine Flucht jetzt dunkler Räume und eine Wendeltreppe empor, schreitet Landrat Rehburg seinem Neffen voran und öffnet am Ende eines Korridors eine Türe.

Nachdem er die Lichte auf dem Toilettentisch angezündet, sieht er sich prüfend um, inspiziert Waschtisch und Bett.

„Na, es scheint ja alles vorhanden zu sein. Ist dir eine Sommerdecke zu wenig, findest du eine wollene hier in dem unteren Fach der Kommode — ach so! man hat sie dir auf alle Fälle schon am Fußende des Bettes bereitgelegt. Und nun wünsche ich dir wohl zu schlafen, Erwald.“

„Gute Nacht, Onkel Eberhard.“

Der Landrat macht einige Schritte zur Tür — dann kehrt er plötzlich wieder um, und zu seinem Neffen aufsehend, sagt er ernst und eindringlich:

„Nur eines noch lasse mich dir sagen, und nimm es mit in dein ferneres Leben, dessen Richtung ich nicht übersehen kann — wohin das Schicksal dich auch führen mag, halte den Namen Rehburg in Ehren und vergiß nie und nirgends, daß Livlands Erde und Adel dich geboren.

Und glaube es mir und meiner langen Erfahrung — ich bin 30 Jahre älter als du! —, es ist wahrlich keine Schande, zur baltischen Ritterschaft zu gehören, wenn man sie beurteilt, wie sie es verdient, ihr Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Hier weiß der Adel noch, was Adel heißt, und sich hier Glied fühlen, nützlich es Glied sein, vermag eines Mannes Ehrgeiz vollauf zu befriedigen, ist eine Lebensaufgabe, wert, gelebt zu werden.

Schade, daß du dafür kein Verständnis hast, denn auch dich hatte die Vorsehung vor diese Möglichkeit gestellt. Du

lächelst ironisch und denkst, nur ein eingefleischter, alter Livländer, wie dein Onkel, kann so stehen, aber lies mal, was Ernst von der Brüggen in seiner Broschüre „Über die agraren Verhältnisse der russischen Ostseeprovinzen“ schreibt, die ich neulich mit großem Interesse wieder gelesen habe. Sie liegt unten in der Bibliothek, auf dem großen Büchertisch, und du solltest sie gleich morgen vornehmen. Sie hat nur einige dreißig Seiten, ist rasch durchflogen, und gipfelt in einer Hervorhebung und gerechten Würdigung dessen, was im Laufe dieses Jahrhunderts von der besitzenden Klasse geleistet worden ist. Auf einer der letzten Seiten steht da treffend und wahr:

„Der baltische Adel ist seinem Berufe treu geblieben — ein großer Ackerbauer zu sein und die Interessen des Landes zu vertreten.“

Und ich möchte hinzufügen und behaupten, gerade das sei der größte Ehrentitel der livländischen Ritterschaft, daß sie nicht zu reich geworden ist, weil sie nicht nur an Bereicherung gedacht, sondern stets bereit gewesen ist, der Allgemeinheit zu geben, was sie konnte, oft, auf ihren Landtagen, in Wort und Schrift, ankämpfend gegen persönliche Interessen.

Man wollte das Gute und hat es zu verwirklichen gesucht, edlen Impulsen gehorchend, und einem Völkersahm, Schoultz-Mscheraden, Sivers, — unseren besten Männern — folgend, auf ihren weitausschauenden Bahnen.

Hier hatten ideale Bestrebungen wirklich noch ideale Zwecke und Ziele, waren keine Blinder, bald in Nichts zerplatzende, schillernde Seifenblasen, wie Liberalismus, in freilem Spiel mit Möglichkeiten, sie lanziert — hier machte man nicht Phrasen, sondern gesunder Konservatismus suchte in vernunftgemäßem Handeln, in langsamer, aber

stetiger Arbeit aus den Landesverhältnissen herauszuarbeiten, was lebensfähig war und bleiben konnte, auch für künftige Geschlechter und kommende Zeiten.

Und auch jetzt noch bemüht sich unser führender Stand, auf dem ihm von der Vorsehung zugewiesenen Wirkungsfeld, die begonnene Kulturarbeit weiterzuführen, die Entwicklung unserer kleinen Heimat zu fördern, trotz der sich türmenden Schwierigkeiten, und obgleich pekuniär die Verhältnisse sehr schwere geworden sind, und wohl noch schwerere uns bevorstehen.“

„Und du glaubst wirklich, Onkel Eberhard, daß es euch irgend etwas helfen wird, so zu denken und zu handeln, um eure privilegierte Stellung aufrecht zu erhalten, und das alte Livland zu retten vor der von verschiedenen Seiten drohenden Zerstörung, — gegen die Strömungen anzukämpfen, die immer breitere Schichten ergreifen und unterwühlen.

Die zensurfreie Presse im Westen redet eine offenere Sprache, als es den Zeitungen hier möglich ist. Die sozialrevolutionäre Welle, die hauptsächlich gegen jedes konservative Bollwerk brandet, alle Aristokratien hinwegschwemmen möchte, sie steigt höher und höher — wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, hier einmal alles überfluten.“

„Aber dann auch in sich selbst zerbersten, Ewald, wie es jede, auch die höchste Welle tut, tun muß. Nicht übermütiger Menschenwille allein entscheidet im Laufe der Weltgeschichte.

Ein mächtigerer, ein weiserer Wille lenkt der Erde Geschicke, befiehlt dem Strom der Zeiten, der die Menschen hin und her rollt wie Kiesel. Und sollten in der Zukunft, nach Gottes Ratschluß, die Stürme der Vernichtung über

unsere Fluren dahinbrausen — auch wir, unsere Ritterschaft und alles hier Bestehende, der Umwandlung, ja dem Untergange geweiht sein, man kann auch einer Pflicht sagen: „morituri te salutant“, und sie erfüllen bis zum letzten Atemzuge.

Nur keine Fahnenflucht, nur nicht die Flinte ins Korn werfen, vor der Zeit. Feststehn, da wo das Schicksal uns hingestellt, um, treu unserer Tradition, zu verteidigen, was uns dessen wert erscheint, ideale und materielle Güter.

„Sich treu bleiben!“ das scheint mir die Parole Gottes für Livlands Adel.

„Treu seinem Herrscherhause, treu seinem Lande, seiner Mission, seiner Scholle — treu seiner Treue!“

Das ironische Lächeln um Ewalds Mund hat sich verflüchtigt.

Etwas wie Nüchternheit überkommt ihn, als er auf den Onkel blickt. Gebeugt der Rücken, weiß die Haare, aber so jung und begeisterungsfähig geblieben das alte Herz.

So kinderklar blicken die Augen und so viel Idealismus leuchtet von der hohen Stirn. Und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben durchzuckt Ewald Rehburg der Gedanke — „solch ein Sohn Livlands hättest auch du werden können — ein baltischer Edelmann von echtem Schrot und Korn — und hast es dir selbst verscherzt“.

Der Landrat ist an ein Fenster getreten.

„Es tagt ja schon im Osten! Noch einmal gute Nacht, Ewald. Schlafe gut unter dem Dach des Derbitenschen Hauses.“

„Danke, Onkel Eberhard, und das verspreche ich dir“, — Ewalds Stimme hat tieferen Klang und er blickt voll

in die alten, treuen Augen, die wehmütig zu ihm aufsehen —
„ich werde deine Worte nicht vergessen.“

* * *

Im Hinausgehen hat der Landrat die Türe hinter sich zugezogen. Ewald hört seine sich entfernenden, im hohen Treppenflur verhallenden Schritte.

Welch eine Macht liegt in einer stark ausgeprägten Überzeugung, wie sie den Onkel beseelt. Sogar seine Skepsis hat sich dem Eindruck nicht zu entziehen vermocht.

Aber auf wie lange? — Sinnend bleibt er inmitten des Zimmers stehen, Worte, Sätze aus dem eben geführten Gespräch klingen in ihm nach, beschäftigen seine Gedanken.

Ganz mechanisch beginnt er sich zu entkleiden, legt die Uhr auf die Platte des Nachttischchens, das Portemonnaie daneben.

Als er in die Brusttasche greift, fassen seine Finger das Kuvert, das ihm der Onkel vorhin abgegeben. Seiner Mutter Brief! — —

Mit unsicheren Buchstaben steht darauf geschrieben: „Für meinen Sohn Ewald von Rehburg.“ Er reißt den Umschlag auf, entnimmt ihm die beschriebenen Bogen, ordnet sie nach dem Datum. Es sind viele, viele! — — —

„Mein Herzenssohn!

Dein Geburtstag ist heute, Dein 23. Geburtstag! Und meine Gedanken suchen Dich vergebens auf dem weiten Erdenrund. Wo, ach, wo weißt Du?“

Lange liest er — mit verdunkeltem Blick.

Langsam, als würde es ihm schwer, das Gelesene zu ver-

stehen. Im Anfang ist die Schrift noch groß und fest, dann wird sie immer zitteriger, kleiner, fast unleserlich.

Am Schluß, sichtbarlich mit besonderer Mühe hingemalt, steht es dann wieder deutlicher.

„Kommst Du nicht bald — dann ist es zu spät, ich fühle es. Die Lebensuhr ist abgelaufen.

Oh, hätte ich Dich, nur einmal noch, in die Arme schließen können, mein Ewald, noch einmal Deine Augen, Deine Züge wiedersehen können! —

Gottes Gnade walte immer über Dir, wo Du auch siehst. Aus tiefstem Herzensgrunde betet heiß für Dich

Deine Mutter.“

Der Bogen fällt auf die Tischplatte.

Die Arme aufgestützt, starrt Ewald vor sich hin. Dann faltet er die Briefblätter wieder zusammen, verschließt alles in seinem Handkoffer, löscht die Lichter und öffnet die Balkontüre.

Tief atmet er die weiche Nachtluft ein.

Der Regen hat aufgehört. Nur hin und wieder tropft es von Bäumen und Sträuchern. Aus fliehenden Wolkenschleiern blinken blasse Sterne!

Und weit und breit alles so friedlich still. Kein störender Laut unterbricht die Ruhe und das Schweigen der dämmrigen, duftigen Juninacht.

An das Balkongeländer gelehnt, blickt Ewald über den schlafenden Gutshof, wo ihm alles, von Jugend auf, bekannt und vertraut.

Wie oft hat er früher, mit Eltern und Geschwistern, Tage und Wochen in dem gastfreien Hause der Verwandten verbracht.

Die Dächer und Giebel, die hier und da aus den Wipfeln

ragen, haben seine Vorfahren aufgerichtet, in rastlosem Wirken und Schaffen Derbiten zu dem schönen Herrensiß gemacht, auf den die ganze Familie stolz ist.

„Selbst wenn ich es veräußern dürfte, wäre mir Derbiten um keinen Preis der Welt feil“, hatte Onkel Eberhard vor vielen Jahren erwidert, als jemand aus der, zu einem Familientage in Ahlen versammelten, Gesellschaft die Bemerkung gemacht, mit der Landwirtschaft sei es allmählich doch nur Mühe und Plage geworden, und man täte wirklich besser, den Grundbesitz zu verkaufen und in die weite Welt zu gehen, sich andere Himmelsstriche zu suchen.

Auch Worte, die der Onkel vorhin gesprochen, hallen in ihm nach:

„Fest in altem Besitz und im Heimatboden wurzeln“ —
— „ein Stützpunkt bleiben für eine Tradition, ein Stützpunkt auch für kommende Geschlechter!“

Ja, unentwegt, treu der väterlichen Scholle, hat auch der jetzige Majoratsherr hier gelebt, so selbstsicher seiner Stellung und Mission, so fest und stark und bodenständig, wie diese knorrigen alten Bäume, die ihre Schatten schon über Generationen gebreitet.

Er aber, Ewald selbst? — — Losgerissen ist er für immer von dem heimatlichen Ufer — ein Entwurzelter! — hineingeraten in die Strudel des Lebens, herumgewirbelt ohne Halt. Für ihn gibt es hier kein Erdreich mehr, wo er eine neue Pfahlwurzel treiben könnte — fremd geworden, muß er wieder in die Fremde gehen! Seine Kinderheimat hat er verloren und in der weiten Welt doch keine andere gefunden, besitzt keinen Ort auf dem Erdenrund, der ihn festhält. — — —

Nach Schlafen ist ihm nicht mehr zumute. Er holt sich

einen bequemen Stuhl, entzündet eine Zigarre, überläßt sich seinen Gedanken. Mehr und mehr weichen die Schatten der Dämmerung um Bäume und Sträucher.

Immer deutlicher und schärfer zeichnen sie sich als dunkles Muster ab gegen den heller und heller werdenden Himmel, über den das Frühlicht seinen schimmernden Glanz breitet.

Und alles ist so unbeweglich, so still — totenstill! —

Und etwas Überwältigendes liegt in dieser Reglosigkeit, dieser Lautlosigkeit, in diesem tiefen, ungestörten Frieden der hellklaren Sommernacht — eine so zwingende Gewalt, daß sich auch Ewalds verhärtetes Gemüt dem Eindruck nicht zu entziehen vermag.

Und plötzlich ersteht vor seinem inneren Auge das Bild der Riesenstädte Amerikas mit ihren den Himmel verdunkelnden Wolkenkratzern, ihrem ohrbetäubenden Lärm, den Anhäufungen ungezählter Existenzen, die, fürchterlich zusammengepfercht, rauchige, staubige Luft atmen müssen — New York, San Franzisko, Chicago — wo Millionen und Millionen Menschen in hastendem, nervenzerrüttendem Tun und Treiben auch des Nachts kaum Ruhe finden, eine überhitzte Atmosphäre, in der auch er jahrelang herumgehört worden ist, und wo man sein Bestes verliert, die Gesundheit des Leibes und der Seele. Seine Seele? —

Ihm ist, als müsse er sich besinnen, daß er eine besitzt — doch noch etwas von seiner Kinderseele in ihm lebt, die hier, in diesem Lande, ihre ersten Eindrücke empfangen, in diesem Lande, das noch so fern ist von dem unerbittlichen, dem verzweifelten Kampf ums Dasein.

Hier, in dieser Umgebung, tritt sie, nach vielen Jahren, fragend und heischend vor ihn hin.

Lohnt sich dieses Heizen nach Genuß, dieses rastlose Jagden

nach Gewinn, in dem das Edelste erstickt und zugrunde geht, — überwuchert wird von Masseninstinkten, das Kleinste im Menschen verstaubt, die Quellen des inneren Lebens verstanden?

Lohnt sich überhaupt solch eine Existenz, in der man über die Mittel den Zweck vergißt — vernachlässigt, was zum Erwerb höherer Güter, geistiger Schätze führen würde? —

Ein kühlerer Lufthauch bewegt die Blätter der Bäume. Immer mehr flieht das Dunkel der Schatten. In den Büschen der Terrasse wispern und zwitschern leise Vogelstimmen.

Und auch in seiner Brust raunt eine Stimme, weckt Lotgegläubtes.

Empfindungen, die er noch vor wenigen Stunden abgeleugnet hätte, regen sich in ihm, und eine Sehnsucht wird wach nach einem anderen, besseren Leben, als er es bis jetzt geführt.

In jähem Entschluß betritt er wieder das Zimmer, greift nach Feder und Schreibpapier.

In fliegender Eile formt er die Sätze, füllt die Bogen mit dem, was übermächtig aus den Tiefen seines Ichs emporsteigt und nach Ausdruck ringt.

„Derbiten, ** Juni 1889.

Nicht alles, was ich Dir sagen wollte, Rita, habe ich in Ruhensee aussprechen können, denn Du bist mir ausgewichen — das habe ich wohl gefühlt! Du hast ein Alleinsein mit mir zu vermeiden, ein weiteres Gespräch zu verhindern gewußt, und ich habe schweigen, die bittenden Worte zurückdrängen müssen.

Aber was ich Dir bei meiner Abfahrt zuflüstern konnte: „Ich kehre zurück — noch ist das letzte Wort zwischen uns

nicht gesprochen!“ ich wiederhole es hier, denn noch habe ich die Hoffnung, Dich zu gewinnen, nicht aufgegeben, noch gebe ich Dich nicht frei! — — Noch nicht! — —

In einem erregten Gespräch zwischen Onkel und mir sind heute abend wieder entscheidende Worte gefallen.

„Du bist uns und unseren Anschauungen hier vollständig entfremdet“, sagte Onkel Eberhard bitter.

Und das ist wahr! Entfremdet und losgelöst für immer. Hier hält mich nichts mehr! Ich gehe wieder fort, aus diesem Lande, aber mitnehmen möchte ich Dich, Rita! Einzig und allein, um Dich zu mir zu holen, bin ich ja zurückgekommen.

Lasse mich Deine Hände fassen und Dir in die Augen sehen, diese wunderschönen klaren Sterne, die nicht lügen können — die mir gesagt, deutlicher als viele Worte es vermöchten, daß Du mein geliebter bist, im tiefsten Grunde Deines Wesens, mir gehörst, wie damals, als Du in meinen Armen lagst, in unseres Lebens Frühling. So möchte ich Dich wieder halten, am Herzen, das ungestüm nach Dir verlangt. Weißt Du noch, Rita — das lauschige Plätzchen im Ruhenseeschen Park, wo wir uns verlobten, wo Du mir den ersten Kuß gabst? — Doch warum zurückschauen und -denken — Schöneres, Beseeligenderes soll uns die Zukunft geben . . .“

Nachdenkend hält Erwald inne.

Soll er den Gefühlen, die ihn erfüllen, glühenden Ausdruck geben?

Nein! — Edelwild ist scheu. —

Er setzt die Feder wieder an.

„Einst forderte ich von Dir, in jugendlichem Überschwang: „Komm mit, wohin auch das Schicksal uns verschlägt — zwei Sturmvögeln gleich wollen wir in kühnem Flug über

den Wellen des aufrauschenden, brandenden Lebensmeeres neue Horizonte erspähen und unbekanntem Küsten zufliegen!“

Jetzt sage ich anders, ganz anders: „Komm zu dem Einsamen, und sei ihm die Gefährtin, die des Kampfes Wunden heilt, der Kamerad in guten und bösen Stunden, der Hausgeist, der das Herdfeuer entzündet, und — in den Wirrnissen, der Einöde der Welt, eine Gewissensstimme, die wach erhält, was auch in der Brust eines Mannes, der alle Illusionen über sich und andere längst verloren hat, noch nicht ganz zugrunde gegangen ist! Rette, was noch gut geblieben ist in ihm. Meine Seele ist es, die Dich ruft, Rita, und ohne Dich wird sie untergehen! —

Sei ihr der Schutzengel — komme zu mir, gehe mit mir in die Fremde, in die Ferne, und Licht wird unsere Zukunft sein.

Bruder Ernst mag Dich geleiten, bis Hamburg oder bis London. Dort wirst Du mein angetrautes Weib, Rita, ganz mein!

Und dann schiffen wir uns ein und suchen andere Küsten, wo das Leben rascher pulsiert als hier, und bauen uns das Nest, das „home“, in dem alles Glück der Erde, alle Wonnen des Daseins in Deinen Armen finden wird.

Dein Erwald.

Und zu Deinen Füßen kniend, werde ich Dir beichten, warum ich nicht früher gekommen, weshalb ich in all den Jahren kein Lebenszeichen gegeben! Oder hast Du es nicht schon längst erraten, und ist das schwer zu verstehen, daß ich nicht kommen konnte, wollte, solange ich arm war und mittellos?

Erst vor kurzem hat ein gelungener Glückscoup mir die

Möglichkeit verschafft, Dich zu mir zu rufen, ein Hauswesen zu gründen, in dem Du Herrin, Alleinherrscherin sein sollst, die ich auf Händen tragen werde, in leidenschaftlicher Hingabe. —

Meine jetzige Umgebung — jenseits des Ozeans — nennt Herrn Burg eine kühle Rechnernatur, die immer alle Chancen fest im Auge behält, und nie seine Kaltblütigkeit verlierend, des Alltags Wege geht, und keiner ahnt, daß unter der Gleichmutsmaske der Lebensstürmer sich verbirgt, den Du kennst, und einst so gut verstandest, Rita, der Draufgänger, welcher, von heißem, leidenschaftlichem Impuls getrieben, nicht so leicht von dem läßt, was er mit ganzer Energie will — der sich nie durch Zweifel am Gelingen die Tatkraft lähmen läßt, und sich beugt nur vor unabänderlichen Tatsachen. —

In verzehrender Ungeduld werde ich Deiner Antwort harren. Sende sie nach Riga in das Hotel Petersburg.“

Ewald läßt die Feder sinken.

Draußen ist es ganz hell geworden.

Bis hoch an den Zenith flammt der Himmel im rosigen Schein.

Vogelstimmen jubilieren.

Ein strahlender Morgen geht auf über den erfrischten Fluren.

Der ihm so wohlbekannte Klang des Klopfbretts ruft zur Arbeit.

Ein neuer Tag beginnt! — —

Wird er der Anfang eines neuen Lebens bedeuten für einen, der im Dunkel geirrt und gestrauchelt, und fast blind geworden für das, was über Irdisches hinaus Ewigkeitswert besitzt?! — — —

In tiefem Atemzuge dehnt Ewald die Brust, und grüßt die Sonne, die leuchtend und warm emporsteigt, höher und höher ins lichte Blau!

* * *

Sengende Sommerglut liegt auf den Dächern und Mauern der Stadt.

Wieder wandelt Ewald durch Alt-Nigas enge, winklige Straßen, ruhelos umhergetrieben durch das quälende Fieber der Erwartung.

„Was wird Nitas Antwort sein?“

Dieser tollkühne Hasardeur, der als Sekretär eines Börsenfürsten Millionen durch seine Hände hat gleiten lassen und entschwinden sehen — wenn in schwindelnde Höhen getriebene Spekulationen goldene Berge verheißend auftürmten, oder ungünstige Konjunktoren den ganzen Reichtum zusammenstürzen ließen wie ein Kartenhaus — selbst diese Va banque-Natur fühlt, daß es sich jetzt und hier um kostbareren Einsatz handelt — um den Besitz einer edlen Frauenseele.

Wie rein und unschuldig war sie gewesen — seine Braut, eine Nordlandstochter mit der Krone goldschimmernden Haares auf dem stolz getragenen Kopfe, hochgemut und leidenschaftlich.

„Walfüre!“ hatte er sie einmal genannt, als sie neben ihm dahingeflogen auf schäumendem Rappen, und, nach wildem Ritt hinter den Hasen her, der plötzlich einsetzende Sturmwind ihr üppiges, blondes Haar gelöst, so daß es sie umwehte, wie ein gleißender Mantel.

„Walfüre!“

Wieder steigt Bild um Bild aus den Schleiern der Vergangenheit, steht greifbar deutlich vor ihm, als sei es gestern geschehen. Welche Macht hatte er besessen über das sechzehnjährige Herz, das sich ihm geschenkt mit so viel gläubiger Zuversicht.

Und jetzt? Was empfindet sie im Gedanken an ihn? Wird sie ihn erhören?

Neuerweckte Liebesglut lodert in ihm, dann wieder legt sich die Eiseskälte des Zweifels, den er vergebens zu bannen sucht, auf seine gesteigerten Empfindungen.

Seit gestern muß sein Brief, den er durch eine Estafette nach Ruhensee geschickt, in ihren Händen sein.

Welch ein Echo haben seine flehenden Worte in ihr geweckt? —

„Kannst du mir das Vertrauen wiedergeben, das in Trümmer ging?“ hört er sie sagen, mit dem bewegten Klang ihrer ernstesten Stimme.

In den engen Straßen der inneren Stadt brütet die Nachmittagshitze. Drückend und schwül umfängt ihn die schwere Luft.

Wo ist er hingekommen auf seinem Gange? Er sieht sich um. Der Name des schmalen Gäßchens ist ihm entfallen, aber diese Fenster?! — — —

Ja, — da wohnte die Operettendiva, der seine jungen Sinne gehuldigt in entfesselter Leidenschaft. Die Erinnerung an töricht=heiße Stunden zuckt durch sein fieberndes Hirn. Hastiger eilt er weiter. — —

Nicht jetzt will er sie heraufbeschwören, nicht jetzt! — —

Er biegt in eine andere, breitere Straße ein, bleibt hier und da vor einem Schaufenster stehen. Auf's neue drängt sich ihm auf, was er vor einer Woche gedacht — wie un-

ansehnlich und bescheiden zumeist erscheinen sie, wenn man sie mit den prunkhaften Auslagen der großen Metropolen vergleicht — aber viel ehrliches Handwerk und reeller Geschäftssinn verbirgt sich hinter den kleinen Fenstern und einfachen Verkaufsständen.

Wie hieß doch der brave Schuhmachermeister, der ihm die ersten eleganten Reitstiefel gemacht, auf die er so stolz gewesen in knabenhafter Eitelkeit — der hatte doch hier in der Nähe sein renommiertes Geschäft? Und dort ist ja auch noch Beyermann, der Juwelierladen — an der gleichen Stelle wie früher.

Er überquert die Straße, steht einen Augenblick still. Manch ein Schmuckkästchen hat er von hier in das Haus getragen, dessen Fenster die schwülen Bilder aus der Vergangenheit in ihm geweckt.

Und jetzt, im Weiterschreiten durch die Königsstraße, fallen seine Blicke auf die Fassade eines stattlichen, zweistöckigen Hauses, die Muffe.

War es gestern abend, daß er diese Schwelle überschritt? — — Deutlich, als lägen nicht viele Jahre und viele Erlebnisse zwischen einst und jetzt, sieht er die Räume, die grünen Tische, auf die das Geld sich häuft, und tief herabgebrannte Kerzen, die bleiche, übernächtigte Gesichter bescheinen! — — Und sieht sich selbst unter den anderen. —

Weiter setzt er die hastigen Schritte, weiter. Durch die Kalkstraße, kleine Schmiedestraße. Da — die Gilde, der Klosterkeller.

Auch da steigt das Gespenst seines früheren Ichs vor ihm auf. — —

Ob alle diese Bilder ihn daran mahnen wollen, daß es eine unerbittliche Gerechtigkeit in allem Geschehen gibt —

das Weltgesetz von Ursache und Wirkung, dessen Allgewalt sich keiner zu entziehen vermag?

Wie sagte Rita auf dem Kirchhofe in Ruhensee? „Jeder sieht einmal die Konsequenzen seines Handelns vor sich stehen, als das Unabänderliche — das er vielleicht nicht gewollt, aber das die Unerbittlichkeit des Lebens ihm in den Weg stellt — denn jede Schuld rächt sich auf Erden!“

Als er ins Hotel Petersburg zurückkehrt, reicht ihm der Portier ein Telegramm.

„Eben gekommen, Herr Baron.“

Zäh steigt ihm das Blut ins Gesicht.

Das ist die Entscheidung! — — —

Raum, daß er die Türe seines Zimmers hinter sich geschlossen, reißt er das Kuvert auf, liest, wie durch einen Schleier, die wenigen Zeilen.

„Unmöglich . . .“

Wieder starrt ihm das Schicksalswort entgegen — wie vor zwölf Jahren! — — —

„Unmöglich, lebe wohl, Rita.“

Ein roter Nebel wogt vor seinen Augen. Jetzt wie damals — in die gleichen Worte hat sie die Abweisung gekleidet.

Er drückt die Nägel in die Handflächen.

„Berrechnet!“ höhnt ihn eine innere Stimme.

„Falsch spekuliert! Alles auf eine Karte gesetzt und — verloren — endgültig verloren!“

Er setzt die Zähne aufeinander, daß sie knirschen. —

Leer muß er die Hände zurückziehen, die nach einem Kleinod gegriffen — leer!

Was er mit der ganzen Heißblütigkeit seines ungezügelten Temperaments, seines ungebändigten Charakters begehrt und besitzen wollte, entzieht sich ihm.

Die einst so hingebende, liebende Braut hat all seinem Wünschen, Hoffen und Verlangen das vernichtende Urtheil gesprochen, weil — blitzartig kommt ihm die Erkenntnis! — weil sie ihn und sein spielerisches Hazard mit Liebe und Treue erkannt, ihn durchschaut hat bis auf den Grund, mit feinem Fraueninstinkt verspürend, daß von der reinen Jugendflamme nur die schwelende Glut der Sinnenleidenschaft übriggeblieben, und dunkle, ihn beherrschende Triebe der Eitelkeit und Eigenliebe, ein trotziges Behauptenwollen seiner alten Macht über ein weiches Frauengemüt.

„Wußtest du, fühltest du es nicht, daß meine Liebe — Glauben war, an das Gute in dir, und daß die Liebe sterben mußte, als der Glaube wankte“, hallt es in ihm nach.

Stoßweise geht sein Atem.

Ein wirbelnder Sturm von Gedanken durchtobt ihn.

Er kann Rita nicht zwingen zu anderer Entscheidung, und er bleibt allein, im Innern allein, wie er immer gewesen.

„Es ist zu spät — für alles zu spät!“ hört er sie sagen.

Kalte Verzweiflung packt ihn, krallt sich ihm ins Herz.

Und plötzlich schlägt seine Stimmung um!

Also das Schicksal sagt „Nein!“ — — —

Gut, mag es! „Für alles zu spät!“ — — —

So bleibt es, wie es zuvor war!

Neue, Gewissensstimme, Umkehr — Gefasel schwacher Köpfe, eitel Ammenmärchen!

Wie hatte Onkel Eberhard auf der Bank im Kurpark von Wiesbaden sich über ihn geäußert: „Er schämt sich wohl!“

Nun, er hat der Familiensippe bewiesen, daß er sich nicht geschämt — daran wird er sich genügen lassen.

Nur wieder hinaus aus dieser Duckmäuseratmosphäre.

Und nicht mehr zurücksehen. Go ahead. Nur keine Sentimentalitäten, die führen zu nichts. Kurz ist das Leben, tun was man will und was einem gefällt, das ist das Wahre!

Den Götzen dieser Welt wird er huldigen, wie früher, Streben nach Geld — Genuß — Macht.

Miß Brights verführerisches Köpfchen taucht vor ihm auf.

Diese Dollarprinzessin wird nicht „Nein“ sagen, wenn er eine Adelskrone, einen alten Namen in die Waagschale zu legen hat, als Gegengewicht für die Goldbarren der Firma Bright. Wie sagte ihr Chef?

„Ein selfmademan hat ein Ziel vor Augen — Lebensstrümmer läßt er hinter sich, verliert keinen müßigen Gedanken daran. — Go ahead.“

So will auch er es halten, und „Va banque“ sei wieder die Parole.

Den Dämonen, die seine Jugend beherrscht, verschreibt er sich aufs neue.

Noch heute nacht sehen ihn die grünen Tische wieder und der Klosterkeller. — — —

Zechgenossen und Mitspieler für Wein und Karten finden sich wohl — und Sperettendivas gibt es überall. — — —

Nur nicht einsam und allein in diesem dumpfen, stickigen Hotelzimmer hocken.

Seinen Hut ergreifend, stürmt er hinaus. — — — —

* * *

Am Dūnaquai, wo der deutsche Passagierdampfer zur Abfahrt rüstet, staut sich eine neugierige Menge, beobachtet das Gedränge der Abreisenden und sie Begleitenden.

Letztes Wort wird getauscht, letzter Kuß.

„Glückliche Reise.“ „Sage Mama, ich schreibe bald.“
„Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn.“ „Lebt wohl.“ „Gute
Fahrt.“ — —

Einsam steht einer am Keeling. In dem hageren, ge-
bräunten Gesicht sind die Lippen fest aufeinandergepreßt.
Auf der stolzen Stirn steht eine tiefe, senkrechte Falte.

Ihn trifft kein grüßender Ruf, kein trauriger Blick aus
feuchtschimmernden Augen. —

Das letzte Glockensignal ertönt. Der Steg wird entfernt,
Matrosen lösen die Laue. — —

Der riesige Schiffskörper setzt sich in Bewegung, macht
eine langsame Wendung, gleitet mit der Strömung des
breiten Flusses dem Meere, der Ferne zu, und solange er
noch zu erblicken, wehen weiße Tücher, Hände winken, Hüte
werden geschwenkt — letzter Abschiedsgruß fliegt hin- und
herüber! — — —

Die Stadtufer bleiben zurück, rascher, immer rascher geht
die Fahrt stromabwärts, vorbei an Dünamünde, an Do-
mesnäs — hinaus in die blaue Unendlichkeit. — — —

Nun ist das Schiff schon weit in See, sein Kiel durch-
schneidet die Fluten in regelmäßiger Bewegung.

Ewald Rehburg steht noch immer unbeweglich an der
Bordwand, sieht zurück auf die entschwindende Küste.

Was da versinkt, in den Dunstschleiern des heißen Som-
mertages, das ist das Land, das sein Fuß nicht mehr be-
treten, das er nie wiedersehen wird — das ist die Heimat,
die er für immer verloren! — — —

* * *



Gedruckt bei
Voeschel & Trepte
in Leipzig